


Princeton University Library



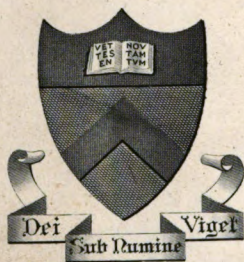
32101 066456524

Velhagen
u. Klafings
Almanach
1911

A large, intricate, gold-tooled decorative ornament. It features a central floral motif with symmetrical, swirling acanthus-like leaves and scrolls extending outwards, forming a heart-like shape at the bottom.

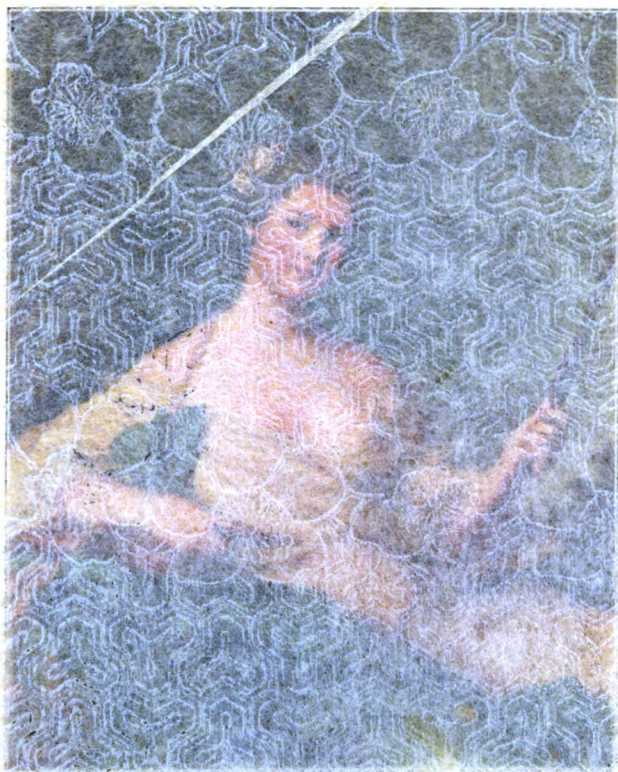
1911

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Die Grazie des Westens

Mme de Lamoignon

Gemälde von J.-M. Nattier

Gaston Menier in

Almanach
Herausgegeben
von der Redaktion
von Velhagen und
Klasings Monats-
heften

19



11

Verlag von Velhagen & Klasings
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

**Entwurf für Einband, Vorsatzpapiere und Buchschmuck
von Heinrich Wiegnert in Berlin.**

Copyright 1910 by Belshagen & Klasing.

**Einband von S. Filentšer und
S. Sperling in Leipzig. Heliotint-
drucke von Weisenbach Riffarth &
Co. in Berlin. Buchdruck von
Fischer & Wittig in Leipzig. 1910.**



Inhalt

(RECAP)

3429
1931
1911

558664



Erzählendes.



	Seite
Georg Frhr. v. Dmpteda: Wahrheit. Novelle	1
Carl Bulcke: Die süße Bitt. Novelle.	49
W. E. delle Grazie: Seelenland	136
Nanny Lambrecht: Der Sumpfhahn. Geschichte aus dem hohen Bann	165
Walter von Molo: Die Auto-Symphonie	174
Richard Boß: Die Prinzessin von Conti. Das Erlebnis einer römischen Frühlingsnacht	189
Emmy Lewald (E. Roland): Niobe im Salon. Skizze	281
Emil Luda: Island. Eine Sommerfahrt	271
Alfred Polgar: Wenn die Männer Burgen bauen. Skizze	314
Friedrich Werner van Desteren: Unsterblich	124



Balladen.



Börries, Frhr. v. Münchhausen: Der fluchende Bischof. Ballade	163
Ewald Gerhard Seeliger: Die beiden Deserteure. Ballade	252



Gedichte.



Hermann Hesse: Den Fröhlichen	26
Julius Bette: In einem Zimmer	27
W. E. delle Grazie: Es war eine kleine Prinzessin	48
Ruth Gräfin Fau: Zigarettensonett	107
Adolf Holst: Im Nachen	144
Hans Herbert Ulrich: Klub	162
Frida Schanz: Liebesstrophen. Im Tone spanischer Volksgefänge	173
Carl Bulcke: Die weiße betümmerte Nelke	219
Julius Verfil: Das Wölkchen	230
Will Vesper: Ballonfahrt	269
Kory Lowsta: Rechenaufgabe	313
Carl Friedrich Wiegand: Trüber Tag	318



Aufsätze.



	Seite
Carry Brachvogel: Die Grazie des Koloko	28
Alexander v. Gleichen: Rußwurm: Vom Rüßen	108
Fritz Wertheimer: Die Geißha	145
Felix Poppenberg: Das Damenzimmer	220
Stephan Refule von Stradonitz: Ehen zur linken Hand	254
Richard M. Meyer: Die großen Liebesgeschichten.	287



Farbige Kunstblätter.



Mme. de Laporte als Diana. Gemälde von J.-M. Nattier	Titelbild
Die Tänzerin Camargo. Ausschnitt eines Gemäldes von N. Lancret	32—33
Studienköpfe der Kolokozeit. Handzeichnung von J.-M. Watteau	48—49
Comtesse de Bonneval, geb. Biron. Gemälde von A. Roslin	80—81
Banitas. Gemälde von Albert Lang	144—145
Der Dichterling. Gemälde von Th. Th. Heine	192—193
Stilleben. Gemälde von Anna Munthe-Norstedt	240—241
Das blaue Kleid. Gemälde von Dr. Joachim von Bülow.	288—289



Heliotintdrucke.



Der Lautenspieler. Gemälde von A. Watteau	16—17
Die Tänzerin Barberina. Gemälde von N. Car- riera	40—41
Das Erwachen der Venus. Gemälde von François Boucher	64—65
Enkelkind des Künstlers. Gemälde von Antoine Pesne	96—97
Franz v. Stuck nebst Frau auf einem Münchener Künstlerball. Gemälde von Franz v. Stuck	128—129

Nach dem Bade. Marmorfigur von Oskar Garvens	176—177
Bildnis der Mme. Montague Jaunez. Gemälde von P. A. Sászló	256—257
Der Sieger. Marmorstatue von Otto Richter	272—273



Kunstblätter.



Idyll. Gemälde von L. v. Hofmann	112—113
Kirschblüte. Nach einer Photographie	152—153
Holüber. Gemälde von Albert Moore	184—185
Am Strande. Marmorfigur von Enrico Braga	200—201
Vor dem Spiegel. Gemälde von Karl Bauer	208—209
Verlorene Liebesmühe. Gemälde von L. Alma- Tadema	224—225
Andante risoluto. Gemälde von H. Fenner- Behmer	264—265
Statuette in Elfenbein und Bronze. Von S. Bernelind	304—305



Wahrheit. Novelle von
Georg Freiherrn v. Dmpteda

Und zu liebe ich es, zu verschwinden. Eines Tages ist die Wohnung leer, und beim Klingeln heißt es: „Der Herr ist abgereist.“

„Wann kommt er zurück?“

„Ich weiß nicht.“

Ich aber schwimme währenddessen auf blauer See, gleite in der Eisenbahn durch unwahrscheinliche Länder, wo man eine seltsame Sprache spricht, unter einem Himmel mit fremden Sternen.

In diesen Zeiten vermag man nachzudenken über sich selbst wie über die anderen, und gar manches, das verworren in uns lag, wird klar.

Ist es nicht ein Wesentliches in unserem Leben, Entfernungen von Geschehnissen und Menschen zu gewinnen?

Deshalb lese ich dann keine Zeitungen. Ob im Reichstage zu einer Sache zwölf Redner gesprochen haben, von denen ich weiß, ehe sie ihre dreistündige Rede beginnen, was sie etwa sagen werden — ist das nicht entsetzlich gleichgültig? Ob zwei Menschen den Entschluß fassen, die Lebensreise zusammen zurückzulegen? Erfahre ich nicht zeitig genug, wenn sie sich trennen werden? Hilft es mir menschlich fort, ob beim Minister ein Ball war? Mir klingen die Worte des „Schuhmachers und Poeten“ in den Ohren: „Wahn, überall Wahn!“

Ich denke daran, wie ich zu Hause meine Stunden mit gleichgültigem Gewäsch der Nebenmenschen verlieren muß, und bin glücklich über die fremde Stille, die mich umfängt.

Aber mit einemmal überkommt mich doch die Sehnsucht nach meinem Daheim, und all die arme Menschlich-

feit in mir erwacht, zu wissen: was mag auf dem Schreibtisch an Stößen von Briefen und Sendungen liegen! —

Ich kam zurück. Ich hatte an sonnigen Gestaden die Nebeltage des Nordens verträumt. Ich kam zurück mit frisch gepuhtem Gehirn, mit ruhigen, doch empfangsbereiten Nerven. Als ich den Bahnhof verließ, in der Hoffnung, keinem Bekannten zu begegnen, bis ich in meinen vier Pfählen saße, um die Werte für mein Leben zu ordnen, die mir Ruhe und Reise gebracht, war der erste Mensch, den ich traf, eine Dame in Trauer. Wie es mir immer geht, daß ich, ohne das Gesicht zu sehen, an Gang und Gestalt die Leute erkenne, ahnte ich von weitem, wer es sei. Als nun der schwarze Schleier vor mir auftauchte, zog ich den Hut und in mir war das Erstaunen: Warum in Trauer? Die Dame schien zu zögern, doch es blieb bei einem Gruß. Aber auf dem ganzen Wege bis zu Haus ging mir der Gedanke im Kopf herum: „Wer möchte da gestorben sein?“

Vom Schreibtisch leuchtete mir ein schwarz umrandeter, dicker Brief entgegen. Ich dachte sofort an die Dame in Trauer. War ihr Mann gestorben? Als ich den Umschlag hob, sah ich einen zweiten unter den Briefen, die da geschichtet lagen, gleichfalls mit schwarzem Rand. Ich zog ihn hervor. Eine Todesanzeige. Nein, ihr Mann war nicht gestorben, sondern ihre Schwester, ein Mädchen, das ich nicht gekannt hatte. Die Beisetzung war schon vor fünf Wochen gewesen. Dann nahm ich den ersten Brief; eine unbekannte Hand. Ich sah nach der Unterschrift: richtig, die Dame, die mir begegnet. Was hatte sie mir zu schreiben, die ich kaum kannte? Ich überflog die ersten Worte: „... Vor allem bitte ich Sie, sich nicht zu sehr zu wundern über das, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist gewiß außerordentlicher Art. Ich stelle Ihnen ein Ansinnen, das Sie möglicherweise zurückweisen werden, weil Ihnen meine arme Schwester, soviel ich weiß, nicht bekannt gewesen ist. Ich schreibe Ihnen aber gerade aus diesem Grunde.

Lassen Sie mich ausholen. Wir sind außer meinem Mann nur Frauen in der Familie. Frauen erscheinen nicht geeignet zu tun, um was ich Sie bitten werde. Meinem

Manne aber von dieser Angelegenheit zu sprechen, würde ich nicht wünschen. Erlassen Sie mir weitere Erklärungen. Ich möchte nur betonen, daß wir in sehr glücklicher Ehe leben.

Warum ich mich nun an Sie, einen Fremden, wende? In mir ist die Erinnerung haften geblieben an ein Gespräch, das Sie einmal mit mir hatten.

Sie wissen, daß mein Mann englische Verwandte besitzt. Ich fuhr von deren Landhaus auf der Insel Wight nach Burnemouth. Zufällig traf ich Sie auf dem Dampfer. Wir waren einander daheim nur flüchtig begegnet, aber in der Fremde freut man sich über jeden Bekannten. Sie sprachen mit mir. Zuerst konventionell, dann tiefer. Ich war erstaunt, wie Sie in alltäglicher Unterhaltung Weiten öffneten, die einem armen Menschenkinde, wie ich es bin, und wie meine arme Schwester es war, weiter helfen können. Sie sagten, es würden so viele Härten des Daseins, so viele Feindschaften vermieden werden, hätten nur alle den guten Willen, in der Handlungsweise des andern nicht böse Absicht zu erblicken, sondern Nervosität, Schwäche, Unterhaltungsbedürfnis. Sie sagten, man solle nie eine Tat beurteilen, ehe man nicht wisse, wie ein Mensch durch Umstände und Erziehung zu ihr gekommen wäre.

Sie ahnen vielleicht selbst nicht, wie Worte, die solche Gesinnungen verraten, in einem anderen Herzen als Samenkorn aufgehen können.

Ich habe seitdem nie wieder Gelegenheit gehabt, mit Ihnen zusammenzutreffen. Aber ich habe größeres Vertrauen zu Ihnen als zu manchem Menschen, mit denen gleiches Blut mir in den Adern rollt.

Sie werden sich nun noch immer fragen, was will sie denn eigentlich? Ich möchte, daß Sie ein freundliches Bild von meiner armen Schwester gewinnen könnten.

Glauben Sie übrigens nicht, sie sei nicht auf natürliche Weise gestorben.

Sie werden fragen, wie kommt die Frau überhaupt darauf, ihre Schwester gegen diesen Gedanken in Schutz zu nehmen? Hat doch niemand etwas derartiges behauptet. Gewiß nicht. Aber niemand weiß auch, was Sie bald wissen werden. Wenn Sie das aber hören, könnte der Ge-

danke Sie anwehen: Ist unter solchen Umständen der Verdacht nicht gerechtfertigt, dieses arme Menschenkind habe ein Dasein von sich geworfen, das für sie nur noch Qual bedeutete? Sie ist gestorben fast ohne Kranksein. Eine Lungenentzündung! Schon am zweiten Tage stand die Temperatur auf zweiundvierzig, und nachmittags halb drei Uhr haben sich die Augen meiner Schwester auf ewig geschlossen.

Als wir viel in Gesellschaft gingen, hielt man sich über sie auf, weil sie ihre Abneigung oder ihr Gefallen deutlicher zum Ausdruck brachte, als es üblich ist. Wenn sie sich gut unterhielt, so fand sie nicht immer die rechte Grenze und das rechte Ende. Sie tat immer, was sie tat — ganz. Das fiel auf, der Klatsch war da.

Es ist möglich, daß meine Schwester in jener Zeit hier und da Feuer gefangen hat. Geschieht das nicht jeder? Aber ihr Herz war nie tief beteiligt.

Da trat ein Mann in ihr Leben . . . Dieser Mann lebt noch heute.

Wenn man einen Dienst von einem anderen verlangt, wie ich ihn verlangen werde, soll man ganz offen sein. Nehmen Sie es mir aber, bitte, nicht übel, wenn ich Ihnen den Namen jenes Mannes erst dann nenne, wenn Sie mir Ihr Einverständnis mitgeteilt haben werden.

Ich habe nämlich die große und absonderliche Bitte an Sie, alles, was dieser Mann etwa an Briefen oder Erinnerungen von meiner Schwester besitzt, von ihm zurückzufordern. Warum bitte ich gerade Sie darum?

Ich will bei Menschen, mit denen ich oft zusammenkomme, keinem mitleidigen Gesicht begegnen, will den Frieden meiner Seele, meines Herzens, meines — sagen wir meines Hauses — wahren. Sie aber werde ich Jahre hindurch kaum erblicken, da Sie in anderen Kreisen, meist sogar in anderen Ländern leben. Vor Ihnen brauchte ich nicht zu erröten.

Meine Frage lautet also: Wollen Sie mir behilflich sein? Wenn ja, geben Sie mir sofort Nachricht, wenn nein, schweigen Sie und verbrennen Sie diese Zeilen!"

Ich legte den Brief aus der Hand. Mir erschien die ganze Sache als etwas Unmögliches. Doch als ich abends

im Bett noch die Zeitungen durchflog, die sich während meiner Abwesenheit gehäuft hatten, fiel mir die Notwendigkeit ein, sofort zu antworten, denn die Dame wußte ja nun, daß ich zurückgekehrt sei. Und der Gedanke, einem, wie es schien, bedrückten Menschen helfen zu können, brachte mich dazu, daß ich um eine Unterredung bat.

Am nächsten Abend schon hatte ich die Antwort. Sie bestimmte mir eine Zusammenkunft in der Vorstadt, wohin sich kaum einer der uns gemeinsam Bekannten hätte verirren können. Ich erschien. Einen Augenblick darauf sah ich die Dame mit dem langen, schwarzen Schleier die Straße herabkommen. Sie begann sofort: ihre Bitte sei mir wohl recht sonderbar erschienen, aber sie wisse keinen andern Weg. Sie sprach so bewegt und bewegend, daß ich mich bereit erklärte, den betreffenden Herrn aufzusuchen. Sie gab mir ein Kuvert, in dem, wie sie sagte, Name und Adresse stünde, und verabschiedete mich mit den Worten: „Nehmen Sie mir es übel, wenn wir uns später nicht mehr kennen? Sonst haben unsere Pfade sich ja auch nicht gekreuzt. Ich möchte, daß mich nie wieder etwas an diese Stunde erinnert!“

Ich hatte aus rein menschlicher Teilnahme eine keineswegs angenehme Sendung übernommen. Da erwartete ich Vertrauen und war ein wenig verstimmt über die befangene Kürze. Ich antwortete daher kurz bejahend, und wir trennten uns.

Der Brief, der doch nur ein Blatt zu enthalten brauchte mit dem Namen, war ziemlich umfangreich. Er begann ohne Überschrift:

„Wie lange habe ich gezögert, ehe ich den Mut fand, nun doch diese Zeilen zu schreiben! Wie hatte ich meinen ersten Brief bedauert! Wie glücklich war ich, als ich von Ihnen keine Antwort erhielt, dachte ich doch, Sie hätten sich über mein Ansinnen gewundert und wollten nicht antworten. Mein Mann ist verreist. Morgen kommt er wieder, so will ich nun endlich Mut fassen und an den Brief gehen, sonst findet er, ich sähe nicht frisch aus, und ängstigt sich. Er ist so gut! Wenn Sie wüßten, wie ich ihn liebe, diesen Mann, der ...

Müssen Sie sich nicht wundern über das, was ich von Ihnen verlange? Ich habe eine solche Angst, Sie draußen zu treffen, als ob ich etwas Verbotenes täte. Und mich treibt doch nur die Liebe zu meiner armen Schwester und die Liebe zu meinem . . . Mann.

Darf ich Ihnen, ehe Sie den Namen erfahren, etwas von mir, von uns erzählen? Sie sollen alles wissen, und ich schreibe es Ihnen lieber, denn ich fürchte, morgen werde ich nicht sprechen können vor Angst.

Ich bin in einer Pension in der Schweiz erzogen worden. Schwer nur ging ich vom Hause fort und doch fand ich dort meine glücklichsten Jahre. Die Jahre, in denen wir spielend lernten, wir jungen Mädchen, die sich fremde Sprachen aneignen sollen durch Verkehr mit gleichaltrigen Mädchen anderer Völker. Allerlei Geheimnisse hatten wir untereinander: da vertraute man sich an, von wem man schwärmte, da flüsterte man sich zu, wer einem den Hof gemacht. Aber alles war nicht ernst. Und doch war etwas Ernstes für mich dabei. Meine Schwester schrieb mir von einem Herzensroman fast märchenhafter Art, von einer Liebe, bei der sie sich nur von weitem sahen und sich Briefe schrieben — die ich erhielt. Und ich törichtes Ding begann für jenen Unbekannten, der meiner Schwester so Schönes schrieb, zu schwärmen. Abends, wenn die anderen längst mit dem Gesicht zur Wand gekehrt träumten, zündete ich noch einmal das Licht an und las diese wunderherrlichen Briefe, in denen die Liebe ihre süßeste Sprache redete. Ich lernte sie auswendig, ich begoß sie mit meinen Tränen.

Ich sollte sie für meine Schwester aufheben. In unserem Elternhause gab es keine verschlossenen Fächer. Was die Eltern dachten, besaßen, was ihnen geschah, wußten wir Kinder. Die gleiche Offenheit forderten sie auch von uns. Bei uns in der Pension aber wurde nie revidiert. Das hatte eine seltsame Bewandnis. Unter uns lebte ein französisches Mädchen, die Tochter sehr reicher Eltern. Ihre Erziehung war längst beendet, aber ihre schöne Mutter ließ sie nicht nach Hause kommen, weil sie durch die noch schönere Tochter nicht verdunkelt sein wollte; dafür wurde ein enormes Pensionsgeld bezahlt. Diesem französischen

Mädchen hatten wir die große Freiheit, der wir uns erfreuten, zu verdanken. An dem Tage, wo es eine Lehrerin gewagt hätte, einen Schrank von uns zu öffnen, würde die Französin die Pension verlassen haben.

Margas Briefe waren also bei mir sicher und bei ihr nicht. Und diese Briefe wurden allmählich ein Schatz für mich, den ich entschlossen war, meiner Schwester nicht mehr herauszugeben. Ich junges, phantastisches Ding kam immer mehr auf den Gedanken, es wäre ein Prinz aus einem fernen Fabellande, der mir derartiges schrieb.

Eines Tages kam ein Brief meiner Schwester ohne Einlage. Der Prinz aus dem Märchenlande hatte nicht geschrieben. Marga erwähnte ihn nicht, und ich wagte nicht zu fragen, denn meine Briefe wurden den Eltern mitgeteilt. Das nächste Mal deutete ich es dunkel an trotz der Gefahr, meine Mutter könnte fragen, was das bedeuten sollte. Meine Schwester tat, als verstünde sie nicht, und ich, exaltiert wie man ist in jenen Jahren, geriet in einen Zustand starker Erregung. Bis zu den großen Ferien blieb ich in der Schweiz. Eine furchtbare Zeit!

Als ich endlich heimkehrte, war mein erster Gedanke, mit meiner Schwester allein zu sein. Aber Mama packte mit mir aus, und Vater scherzte mit uns in seiner lieben Art. Ich heuchelte Müdigkeit, und endlich, als sich die Tür hinter den Eltern schloß — meine Schwester und ich hatten ein Schlafzimmer — flüsterte ich Marga zu: ‚Warum schreibt er nicht?‘

Sie sagte empört: ‚Das soll er nur wagen!‘

Sie verlangte die Briefe, ich aber wollte sie nicht herausgeben. Sie wurde heftig. In Zorn und Erregung mußten wir zu laut gesprochen haben, es klopfte. Mama fragte, was es gäbe, und wir standen da mit glühenden Köpfen. Mama ging mit einem Scherzwort davon, aber ich las doch in ihrem Gesicht etwas wie: Sind das die Folgen, daß man ein Kind aus dem Hause gibt?

Meine Schwester sprach kein Wort mehr. Wir gingen zu Bett. Ich nahm die zusammengeschnürten Briefe aus dem Kleide, knüpfte ein Seidenband um sie und hing mir das Päckchen um den Hals, um es auf dem Herzen zu tragen.

„Ach, mein Bester, da ist ja noch ein Stuhl.“ Und er unterhielt sich weiter mit Lilli.

Herr Bollheim war die Situation sichtlich unangenehm. Er war ganz auf meine Unterhaltung angewiesen, denn Eberhard sprach bloß mit Lilli. Er drehte mir sogar den Rücken zu, und ich stieß ihn unter dem Tisch mit dem Fuß. Doch er ließ sich nichts merken. Schnell hatte sich auch Eberhard einen Hummer bestellt, hob sein Porterglas und hielt einen Toast auf die reizende, unvermutete Badebekanntschaft. Er hoffe, daß dieser angenehme Verkehr nicht bloß auf den heutigen Tag auszudehnen sei, und schloß in seinem Toast den sehr verehrten Herrn Vater ein.

Lilli war süß, Lilli war anbetungswürdig. Ihre Augen schwammen in Seligkeit. Auf einmal sagte sie anstatt Parfum „Parfüm“. Ich sah, wie Eberhard zuckte, und stieß ihn unter dem Tisch an. Doch das war rasch verfliegen. Des guten Eberhard Redestrom riß nicht ab. Theater, Konzerte, Kopenhagen, Paris, Madrid, — ich kannte das alles längst. Er genierte sich auch vor mir nicht im geringsten. Dieselben Witze, dieselben Pointen — und alles so spielend, so frisch erzählt, als hätte er noch hundert andere Geschichten aus dem Ärmel zu schütteln.

Der süßen Lilli imponierte der Baron, das war keine Frage. Sie studierte die fünfzeilige Wistentkarte mit Andacht, sie ließ sich seinen Wappenring zeigen und erklären und streifte mich kaum mit einem Blick. Ich aß schweigend an meinem Hummer und stellte Betrachtungen an, wie der alte Schurke neben mir zu einer so schönen Tochter kam. Dem guten Eberhard aber wollte ich heimleuchten, wenn wir unter vier Augen waren.

Alles sehr hübsch. Vor der offenen Strandhalle flimmerte und schillerte das Meer. Dampfer erschienen am Horizont, ließen lange graue Rauchwolken hinter sich, entschwandten dem Blick. Born in der Bläue flammten rotbraune Segel. Der berühmte Maler kam erregt, setzte sich mit dem Rücken gegen uns — das schöne Mädchen war abgetan —, spannte eine Leinwand auf die Rückenwand seines Farbenkastens und pinselte lustig drauf los. Im weißen Sande unten gingen langsam in weißen Kleidern

junge Mädchen, blaue Kavaliere neben sich. Blaues Meer, weiße Mädchen, brauner Porter. Das war ein Afford, der sich in Noten überlegen ließ.

Der gute Eberhard strahlte. Er hatte eben seine etwas bedenkliche Geschichte aus Barcelona erzählt und erntete einen vollen Heiterkeitserfolg. Sogar Herr Wollheim zeigte seine gelben Zähne. Eberhard hob prüfend sein Porterglas, der Höhe der Situation bewußt, und sagte: „Gestatten Sie, Herr Wollheim, daß mein Freund und ich eine Huldbildung auf das allergnädigste Fräulein Tochter ausbringen?“

Herr Wollheim rückte auf dem Stuhl hin und her und gestattete. Aber er fand es offensichtlich unnötig.

Er war wirklich nicht sehr sympathisch: Er hatte an der linken Hand einen viel zu großen Brillanten, er trug einen niedrigen, nicht ganz sauberen Stehtragen und dazu einen längst verbrauchten Blechschlips. Er aß den Hummer mit dem Messer und schmazte. Er schmazte, daß die Wände zitterten. Nachdem ich ihn notdürftig über Handelspolitik und Zölle unterhalten hatte, brach er das Thema ab und behauptete, der Ort sei ihm zu elegant. Er fühle sich hier nicht wohl.

Darauf schwieg ich, und nun begann er eine neue Unterhaltung. Er erzählte, daß er sich als junger Mensch quer durch Amerika bis Frisko als Erntearbeiter durchgeschlagen habe und daß er in Washington Straßenbahnschaffner gewesen sei.

Billi wurde aufmerksam: „Erzähl' doch, wie du die Strolche totgeschossen hast. Denken Sie, drei Kerle hat er mit seinem Revolver totgeschossen, — wie finden Sie das?“

Doch Herr Wollheim wollte die Geschichte durchaus nicht erzählen.

Da Billi sich nun plötzlich auch mit mir beschäftigt hatte, wollte ich das Gespräch in Gang halten: „Sind gnädigstes Fräulein in Amerika geboren?“

„Bewahre.“ Sie zeigte die Zähne. „Ich stamme aus Frankfurt an der Oder.“

Das war nun freilich kein neuer Anknüpfungspunkt. Sie sah auch sofort wieder weg und unterhielt sich mit Eberhard über das Theater. Ich wurde böse: Der Alte

stocherte in den Zähnen, sah alle fünf Minuten nach der Uhr und bestellte Käse. Er wolle etwas Vernünftiges essen, sagte er, er habe Hunger. Darauf erzählte er mir, die Hand vor dem Mund, eine Zote.

Wie kam der Schurke zu der schönen Tochter? Ich war durchaus nicht verliebt, ich war bloß beleidigt. Unbestreitbar ein bildschönes Exemplar. Jetzt hatte ich sie genug aus der Nähe gesehen: Blaustrahlende Augen, lange blonde Wimpern. Ein Kindergesticht, weiche Wangen und zierliches Kinn, eine nicht zu kleine Nase. Das Haar, — ich suchte lange nach einem Bilde: es hatte goldbraune, rotbraune und dazu ganz helle Farben; eine entfernte Ähnlichkeit mit Goldlack und Kastanienbraun. Sie trug einen herrlichen Rubinring und drei schwere Armبänder. Der Mund war zum Küssen. Doch was ging mich ein Mund an, der nicht küssen wollte? In zwei Stunden ging unser Dampfer. Ich blies energisch zur Retraite, nahm Eberhard am Arm und zeigte ihm die Uhr.

Sie verstand. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor. Ihr Freund hat so interessant erzählt. Nun sagen Sie, was treiben Sie eigentlich?“

Ich war böse. Eberhard drehte sich belustigt zu mir um. „Jetzt rede du.“

Ich war wirklich nicht bei der Sache. Ich hatte mir schon vorgenommen, heute abend, falls wir noch hier bleiben sollten, mit Philine ans Meer zu gehn. Ich sah die schöne Billi an. „Was ich treibe? Ich fange Fliegen.“

„Ja, da hat er recht,“ lachte Eberhard, „das ist seine Beschäftigung. Er fängt Fliegen.“

Warte, mein Junge. „Ja, ich fange Fliegen. Ihnen kommt das lächerlich vor, gnädiges Fräulein. Aber sehn Sie, ich bin Chemiker und habe eine Fabrik. Eine Fabrik mit siebzehn Schornsteinen, in der täglich viele Millionen Fliegen zum Nutzen der Menschheit verarbeitet werden. Sehn Sie, nun suche ich hier die Nordseefliege. Sie werden sie schon beobachtet haben. Die Nordseefliege ist etwas kürzer in den Flügeln, aber fester im Fleisch. Außerdem legt sie anstatt dreihundert Eier täglich fünfhundert Eier. Diese Fliege suche ich. Aber ich brauche ein paar Prachtexem-

plare. Die Sperre ich dann in die Glasröhre" — ich zeigte eine leere Röhre für Aspirin-tabletten — „und zu Hause habe ich den Erfolg. Denn bei guter Pflege habe ich in acht Tagen anstatt fünf Millionen Fliegen täglich acht Millionen.“

Die schöne Lilli hörte andächtig zu. „Von dieser Industrie habe ich noch nie gehört. Und, sagen Sie, Herr Doktor, was machen Sie mit all den Fliegen?“

„Daraus mache ich den weltberühmten, von allen Kulturstaaen anerkannten, von fünf Hofräten und zwölf Ärzten bescheinigten Fliegenleim.“

Herr Wollheim legte sich in den Stuhl zurück und lachte wie ein Bessener. Der gute Eberhard sah auf Lilli, und Lilli guckte hilfessuchend nach rechts und links.

„Ja, so.“

Herr Wollheim lachte immer weiter: „Ja, Lillichen, das gibt's! Fliegenleim, das gibt's! Kenne ich auch, diese Industrie! Glaub's ihm, Lillichen, er versteht sich auf den echten Fliegenleim!“

Nun wurde die schöne Lilli traurig. Sie sei so nett zu mir gewesen, und ich mache sie lächerlich. Aber sie wolle sich schon revanchieren. „Warten Sie nur.“

„Gnädigstes Fräulein, ich kann mich nur auf Ihren Herrn Vater berufen. Etwas Wahres ist bei der Geschichte. Ein tüchtiger Kaufmann verrät bloß nicht sein Geschäftsgeheimnis.“

„Ja, Lillichen, da hat der Herr Doktor recht.“

Der gute Eberhard kam ihr zu Hilfe. Er schlug vor, sich zu der Siebta in den Sand zu legen. Das gehöre zur Kur, das sei stillgerecht.

Herr Wollheim stellte sich schwerhörig. „Ernsthaft in den heißen Sand? So, wie wir sind?“

„Einfach in den heißen Sand. Das ist das Gesündeste. Sie können jeden Arzt fragen.“ Er machte ein undurchdringliches Gesicht.

„Ach ja, Papa,“ sagte Lilli — sie sah jetzt wie eine Puppe aus — „in den Sand.“

Herr Wollheim war von soviel Jugend sichtlich mitleidig berührt. Also wir gingen in den Sand. Der gute

Eberhard hatte ein paar Decken aufgetrieben und ließ sie durch einen Kellner vorastragen.

Etwas ärgerlich wurde die Sache, als bezahlt wurde. Herr Wollheim hatte für seinen Teil eine Rechnung von dreizehn Mark achtzig und verlor die Fassung. Hier seien alle Leute Seeräuber, und er wolle den Wirt sprechen. Doch der gute Eberhard wiegelte kunstfertig ab, und Herr Wollheim bezahlte, gab vierzig Pfennig Trinkgeld und bestellte sich eine Importzigarre.

Als wir endlich im Sande lagen, war Herr Wollheim sofort eingeschlafen. Er lag da und schnarchte mit offenem Munde, in wenig malerischer Stellung.

Der Gute stuzte. „Sagen Sie, gnädigstes Fräulein, welche Zimmernummer haben Sie?“

„Wir haben Nummer fünf und sechs.“

Wir hatten Nummer drei und vier.

„Weshalb fragen Sie?“

„Buenos Aires — nur zum Spaß.“

Ich lag dicht neben Lilli, auf derselben Decke. Auf der zweiten lag Herr Wollheim, auf der dritten Eberhard. Er konnte gerade die Schuhe von Fräulein Lilli bewundern, und das war mir eben recht. Doch Lilli wollte Zigaretten rauchen, und Zigaretten waren nicht da. Der gute Eberhard lag faul und räkelte sich. „Zigaretten,“ befahl Lilli. „Sie haben mich vorher fürchtbar frech angelogen. Holen Sie keine Zigaretten, so verzeih' ich Ihnen das nie.“

„Aber garantieren Sie mir für meinen Platz, Gnädigste?“

„Erst die Zigaretten holen.“

Also ich sprang.

Als ich wiederkam, lag Eberhard auf meinem Platz. Ich packte und rüttelte ihn, aber er blieb liegen.

„Da unten ist es eben so schön,“ sagte Lilli, und ich kuschelte mich. „Sehn Sie, das ist die Revanche.“

Eine Weile lang beobachtete ich Herrn Wollheim.

Ganz fest schlief er sicher nicht. Dann beschaute ich mir Lillis Füße, ihre naturfarbenen Lederschuhe und den Ansaß ihrer schwarzen Strümpfe. Ein gelbseidener Zwidel

lief hinauf, aber er war nicht bis zur Pfeilspitze zu verfolgen. Sehr hübsche, intelligente Füße.

Ich empfahl Billi und Eberhard den Göttern, wickelte mich wie Plinius in meine Toga und begann zu schlafen. Als ich nach einer Stunde erwachte, lagen beide noch in gleicher Stellung. Ich reckte leise den Kopf hoch. Der Gute erzählte gerade das Schlußkapitel von der gräßlichen Linie. Da waren Zwischenfälle unmöglich gewesen. Es war nichts geschehen, was mich hätte betrüben können.

An die Abreise dachte Eberhard nicht mehr. Heute war Dienstag, und zur Reunion für Mittwoch und Freitag hatte er bereits mit Billi Tänze verabredet. Heute abend wollten sie in die „Meereswooge“ gehn und tanzen und morgen in aller Frühe wollten sie segeln. Und nun wollten sie gleich hinüber zur Insel, im Kurhaus Kaffee trinken, das Konzert hören und dann bis zum Essen einen Spaziergang über das Oberland machen.

Herr Bollheim zog seine gestrickten Strümpfe hoch, gähnte wie ein Löwe, setzte seine versandete Importzigarre wieder in Brand und klopfte Billi auf die Schultern: „Amüsiere dich, Kindchen.“

Als wir einen Augenblick allein waren, faßte ich Eberhard an den Arm.

„Morgen früh reisen wir ab.“

„Gott bewahre, ich bleibe hier.“

„Ich erinnere Sie an unser Programm.“

„Sie sind bloß eifersüchtig und sollten sich schämen.“

Auf der Landungsbrücke verabschiedete ich mich kurz. Ich hätte Briefe zu schreiben. Billi wünschte mir Glück zum Fliegenfang, und der gute Eberhard winkte mir wohlwollend zu.

IV.

Es war wirklich sehr schön auf Helgoland. Ich ließ mich im Boot auf das Meer hinausrudern, schoß Enten, schrieb Noten auf, unterhielt mich mit den Fischern. Ich besuchte einen alten Dichter, der auf dem Oberland ein puppenstubenkleines Haus bewohnt, dort zwischen persischen Teppichen, Büchern, Lenbachbildern und Erinnerungen in

weltlicher Betrachtung ein Einsiedlerleben führt, und wurde zu einer Flasche Cyprienwein eingeladen. Ich traf einen Marineoffizier, der mir von Kiel her bekannt war, studierte den Marconiapparat und tafelte in der Messe eines Kriegsschiffes. Ich lernte im biologischen Institut einen Professor kennen, der mich in seinen Tiefseeforschungen unterwies. Er hatte auf dem Meeresboden eine unscheinbare Alge gefunden, deren Blätter sich abschnürten, und jedes dieser Blätter trug einen roten Punkt. Der rote Punkt war ein richtiges lichtempfindliches Auge. Einmal des Abends war Konzert, und auf dem Programm stand ein von mir komponiertes Lied. Ich schwamm jeden Morgen mit Herrn Bollheim in das Meer hinaus und führte mit ihm im Sonnenbad Gespräche über das neue Schiedsrecht, die innere Politik und andere langweilige Dinge. Es gab viel Spaß. Nicht zuletzt mit der schönen Philine. Sie war still und ergeben und tröstete sich bei allen Geschehnissen ihres Lebens mit dem Grundsatz: „Ich finde bei allem nichts mehr dabei. Ich liebe das Originelle.“

Der gute Eberhard hatte mich die ersten Tage geschnitten. Ich traf ihn natürlich jeden Tag ein Duzendmal mit Billi und grüßte förmlich. Nach einer halben Woche kam er jedoch morgens um sechs auf mein Zimmer und tat, als sei nichts geschehen.

Er fragte harmlos nach meinem Befinden, und ich tröstete ihn. Ich sei mit Philine sehr zufrieden.

„Über die Liebhaberin,“ sagte Eberhard. „Sie ist sicher auch ein gutes Mädchen. Bitte, trösten Sie sie von mir.“

„Die Liebhaberin, Eberhard, spuckt Gift und Galle. Passen Sie auf, sie macht Ihnen eine Szene, wenn Sie mit Billi ihr begegnen.“

„Meinen Sie das wirklich?“ Er war sehr bedenklich. „Nun, sie ist ein gutes Mädchen. Ich habe sie sowieso auf heute abend bestellt. Ich danke Ihnen für Ihren Wink.“

„Also so ernst ist es Ihnen nicht mit Billi?“

„Doch, sehr ernst. Aber was soll ich nach zehn Uhr anfangen? Um zehn Uhr abends geht sie zu Bett.“

Wir sprachen noch über allerhand anderes. Ob Herr



Die Grazie des Rokoko.

Bildnis der Comtesse de Bonneval geb. Biron.

*Gemälde von A. Roslin im Besitz des Herrn Chevalier
de Stuers in Paris.*



Wollheim ein Perser sei und ob man zusammen Postkarten an die Bürgermädchen schreiben müßte. Doch ich redete ihm zu laut. „Ich finde, Sie sind rücksichtslos. Wir dürfen das holde Geschöpf in seinem Schläfe nicht stören.“ Das holde Geschöpf, sagte er. „Aber wir sind doch drei Zimmer von ihr getrennt.“ Half nichts. Er starrte verdöst durch das Fenster, sah mich böse an und zog wieder ab.

Eines Nachmittags — Lilli mußte schlafen — stellte er mich vor dem Kurhaus. Er hatte das Ansinnen, daß ich mich bei einem Auskunftsbureau über Herrn Wollheim erkundigen sollte. Bloß über seine gesellschaftliche Stellung, nichts weiter. Ich könnte das doch viel besser. Er sei zu sehr Partei.

„Bedaure, Eberhard, eher lasse ich mich räuchern.“

Dann wolle er sich erkundigen. Er tat ganz scheinheilig. Er habe sich sagen lassen, es sei durchaus nicht unanständig, eine solche Erkundigung einzuziehen.

Nachher, als ich beim Kaffee saß, kam er noch einmal an meinen Platz, setzte sich aber nicht. Er wolle mir bloß sagen, daß Herr Wollheim ein durchaus anständiger Mann sei. Ich machte mich lächerlich, wenn ich den Verkehr schnitte. Übrigens wäre ein Großvater von Herrn Wollheim Pastor in Thüringen gewesen. Ich sähe natürlich nur auf Außerlichkeiten und hielt Herr Wollheim für einen Schloten. Da könne ich mal wieder sehn, wie falsch ich urteilte. Er habe sogar ohne alle Übertreibung politische Ansichten, die sich halten ließen.

„Ist gut, Eberhard. Und die Kleine?“

Nun wurde er wieder wütend, daß ich „die Kleine“ sagte. Fräulein Lilli sei durchaus ladylike, sie spräche sogar fließend französisch und hätte eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Es sei einfach empörend, daß ich so mißachtend über sie spräche.

Als ich nicht antwortete, ging er schraubend ab.

Herr Wollheim war mir sichtlich gewogen. Wenn er mich irgendwo traf, trennte er sich von Lilli und Eberhard, kam auf mich zu und zeigte mir begeistert eine Kursnotierung in der Zeitung oder gab mir einen Handelsbericht zu lesen. Er knüpfte damit an Gespräche an, die

ich längst vergessen hatte. Ich hatte ihn einmal gefragt, ob es ratsam sei, dies und das Papier zu behalten. Er hatte sofort bei drei großen Banken angefragt und riet mir eifrig, die Papiere zu verkaufen. Noch sei es Zeit. Ich mußte versprechen, gleich zu schreiben. Dann erzählte er gräßliche Börsenwüthe.

Einmal, mitten im Keulenschwingen, sprach er von Eberhard. Ob er ein anständiger Charakter sei? „Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer, Herr Wollheim.“ Das freute ihn. Er versicherte mich seiner Hochachtung. „Sagen Sie mal, vermögend ist er wohl nicht?“ — „Ich glaube nein, Herr Wollheim.“ Nun, das täte auch nichts zur Sache. Er sei nun ganz beruhigt. Dann nahm er seine Keulen wieder auf und schwang.

Also die Sache war im Gange.

Nach langem Überlegen kam ich zu dem Standpunkt, daß der gute Eberhard ein Glückspilz sei. Den Alten heiratete er ja nicht. Der Alte konnte ja ruhig in Berlin sitzen bleiben. blieb bloß der Zusatz auf der Visitenkarte: geborene Wollheim. Das war eben schließlich nur ein kleiner Schönheitsfehler. Der thüringische Pastor machte alles wieder gut.

Übrigens: Die Schar unserer Bekannten wuchs ins beängstigende. In jedem Lokal mußte man sechsmal den Hut ziehen, ehe man sich setzte. Der unserem Wohnort benachbarte Landrat, bei dem wir verkehrten, war mit Frau und Tochter da, der Landgerichtspräsident aus Altona, ein halbes Duzend Großkaufleute aus Hamburg, die uns zu Bällen eingeladen hatten, und nicht zu vergessen, das größte Klatschmaul des ganzen Bezirkes, ein verabschiedeter Regierungsrat aus Altona. Mit der schönen Philine hatte ich mich bereits genügend kompromittiert. Selbst nachts auf dem Oberland war man nicht mehr sicher. Der schönen Philine war es sehr schwer klar zu machen, daß ich eine Abneigung gegen Wirtshäuser, Licht und Menschen hatte. Sie konnte das absolut nicht begreifen. Schließlich verlangte sie als Beweis meiner Liebe, ich sollte mit ihr im Familienbad baden. Nun hatte ich wieder sittliche Bedenken. In vierzehn Tagen hatte sie Benefiz

und wollte durchaus die Kameliendame spielen. Doch ihre großen Toiletten seien sämtlich bei der alten Wirtin in Breslau. Wenn sie bloß eine gute Toilette hätte. Sie könnte sich ja von der Liebhaberin das rosa Ballkleid leihen. Aber die Liebhaberin sei so eifersüchtig. Jetzt hatte ich künstlerische Bedenken. Sie möge meinerwegen die Sappho oder die Iphigenie zu spielen. Dazu brauche sie doch bloß einen Bademantel.



Eines Tages — ich denke, mich rührt der Schlag, — traf ich Lilli mit einem fremden Herrn. Einem Herrn, dreißigjährig, schlecht im Zeug, mit kurzem Spitzbart und goldenem Klemmer. Herr Wollheim wohlwollend nebenher. Der fremde Herr redete wie ein Buch mit goldenen Lettern und bewegte im Sprechen die Hände. Die schöne Lilli, elegant wie immer, in einem neuen, wieder viel zu engem Kleid, vor und hinter sich die Respektpause der Bürger. Sie zeigte ein steifes, immer gleiches Lächeln und bewegte ihr Stöckchen.

Also, das war mir doch zu arg. Der gute Eberhard lag im Hotelzimmer und schlief. Ich trommelte ihn heraus. „Eberhard, es ist aus. Die süße Lilli läuft draußen mit einem anderen.“

„Weiter nichts?“ Er sah mich verschlafen an. „Nun, ich kann Ihnen bloß sagen: Das wäre ein Mann, da könnten Sie sich verstecken. Wir kennen ihn erst seit gestern. Ein Ausländer, wenigstens in England geboren, spricht mangelhaft Deutsch, ist unglücklich verheiratet, kennt Ihnen jedes Buch, schreibt Theaterkritiken, kennt jedes Theater und jedes Stück. Da nehmen Sie sich nur in acht, daß der Mann Sie nicht abfertigt. Er war sogar mit Ihnen bekannt. Kongeniale Naturen. Ein höchst interessanter Mensch, macht Fräulein Lilli gar nicht mal den Hof. Ist außerdem verheiratet. Freilich ist er nicht so dumm wie Sie, sich den Reizen eines schönen Mädchens gänzlich zu verschließen.“

„Hat er Ihnen das alles erzählt?“

„Ja, was meinen Sie denn?“

Nun, meinetwegen. Ich an Eberhards Stelle wäre weniger gleichmütig gewesen. Doch drei Tage später kam Eberhard zornentbrannt nachts an mein Bett.

„Sie, ich kriege morgen wohl eine Forderung. Bitte, ich verweise die Leute an Sie. Bleiben Sie bis elf zu Hause.“

„Gern. Was ist denn los?“

„Dieser Verbrecher. Er ist gar kein Ausländer. Wissen Sie, was er ist? Ein Oberlehrer aus Dresden ist er. Und mir hat er's anvertraut, der Gemütsmenschen. Ein richtiger Oberlehrer.“

„Ja, das ist freilich schlimm. Was haben Sie denn gemacht?“

„Ich wurde deutlich. Er wurde auch deutlich. ‚Herr, verlassen Sie die Insel. Sie kennen mich nicht, wenn ich rasend werde.‘ Dann wurde auch er unfreundlich. Wissen Sie, ich kann Ihnen das alles nicht so erzählen. Er wohnt nebenan und wird wohl morgen früh anrücken.“

„Gut, ich warte.“

Doch ich wartete vergebens. Nachmittags reiste der Edle ab.

„Sie haben sich gewiß rauhbeinig benommen, Eberhard?“

„Keine Spur.“ Doch dann ward er wieder böse, daß ich sein Benehmen tadelte. Er benähme sich immer höchst anständig. Es vergingen ein paar Tage. Eines Abends hatte er wieder mit mir Frieden gemacht. Er ging mit mir in das Pilsner und bat himmelhoch, ich möchte keine fremden Leute an den Tisch holen. Sein Herz sei so voll. Er müsse mir nämlich gestehn ...

„Ich weiß schon, Eberhard.“

Ja, aber er müsse sich doch noch prüfen. So schnell, wie ich meine, ginge die Sache doch nicht. Er bot mir eine Zigarre an. Übrigens, Fräulein Billi hätte immer so nett von mir gesprochen, mit wahrer Hochachtung und wärmerem Interesse. Ich dürfe nicht denken ...

„Was, Eberhard?“

Nun, sie sei ja noch so rührend jung. Unberührt und blütenfrisch. Er käme sich oft schlecht vor, wenn er an

seine Vergangenheit denke. Das hätte aber auch nun ein für allemal ein Ende.

„Recht so, Eberhard. Nun glauben Sie natürlich, ich bin wieder an allem schuld gewesen, was Ihre verehrliche Vergangenheit anlangt.“

Ja, er bestätigte das, in gewisser Weise. Schuld hätte ich auch. Ich müsse auch einen andern Lebensweg einschlagen. Herr Wollheim sei übrigens entzückt von mir. Er habe nicht einmal Anstoß genommen, daß ich zu Philine . . .

„Erlauben Sie mal, Eberhard.“

Er schmunzelte. Er kam immer wieder auf Wollheim zurück. Er zog seine Brieftasche hervor und zeigte mir die Auskunft. Ich las den Zettel, er war kurz und sachlich. „Kredit unbedingt bis hundert Tille. Zum Handelsrichter vorge schlagen. Große Fabrik. An der Börse achtbar. Privatleben Nachteiliges nicht bekannt.“

„Wissen Sie, wenn man sich bloß irgendwo über Fräulein Billi erkundigen könnte. Ich möchte sie doch nicht gern zappeln lassen und denke es mir sehr amüsant, mit ihr verlobt zu sein. Sie ist nämlich kapriziös.“

„Ah?“

„Ja. Für Sinnigkeit und sogenannte Gefühle ist sie nicht. Das hat sie von Herrn Wollheim geerbt.“

Er wiegte ungeduldig den Kopf. „Wenn ich bloß einen Weg wüßte, wie ich Aufschluß über ihren Charakter erzielte.“

Ich lächelte. „Ich weiß etwas. Sie müssen ihre Handschrift an einen Handschriftendeuter schicken. Dann wissen Sie es gleich.“

Nein, damit wollte er nichts zu tun haben. Damit sei er schon einmal gründlich hereingefallen. Das sei nichts.

„Ich habe noch einen Plan, Eberhard. Fahren Sie auf zwei Tage nach Borkum und lassen Sie das Mädel, pardon, Fräulein Billi, so lange mir. Wenn sie dann nicht mit mir anbändelt, hat sie ein gutes Gemüt.“

„Schlaukopf,“ sagte Eberhard. „Das fehlte gerade.“
„Nein, ernsthaft.“

Doch ich konnte den Guten nicht für den schönen Plan begeistern. Fräulein Lilli sei für dieses Experiment noch zu jung. Pfui, nein; er liebe sie ernstlich.

Ich wollte noch ein Glas Bier trinken. Aber Eberhard, der in guten Tagen zwölf Glas auf einem Sitz getrunken hatte, verlangte ins Bett zu gehn. Also gingen wir. Aber als ich im Bett lag, kam er noch einmal im Nachthemd. Er stellte vorsichtig sein Licht auf den Tisch und begann geräuschlos seinen selbsterfundenen Indianertanz zu tanzen. Die alte Stellung: Die rechte Hand starr vorgestreckt, die linke im Winkel auf der Hinterhand und sich im Kreise drehend. Der schüchternste Backfisch hätte den Tanz nicht leiser tanzen können.

Er wollte schwätzen. Wenn ich nur ahnte, wie reizend sie sei. An jedem Tage neu bezaubernd. Und so drollig. „Haben Sie sie schon abgeküßt, Eberhard?“

Wo ich hindächte! Noch nicht mal die Hand habe er ihr geküßt. Es sei ein solch reizender Verkehr. „Wissen Sie, bloß das eine. Das ist eine Gemeinheit. Wir beide sind doch daran gewöhnt, nachts lange aufzubleiben. Von zehn Uhr abends bin ich immer allein. Punkt zehn Uhr, aber auch auf die Minute, zieht Herr Wollheim seine Uhr und sagt: ‚Komm, Kindchen.‘ Er hat ja eigentlich recht. Lilli muß sich unbedingt erholen. Sie ist nämlich doch ein wenig zart.“

Ich tröstete ihn. Sie sähe doch famos aus. Solch frische Farben.

Doch er, mit dem Eifer des Verliebten: Da hätte ich unrecht. Sie sähe doch oft recht leidend aus. Am schönsten sei sie in den Morgenstunden. Dieser Genuß, mit ihr Kaffee zu trinken . . .

Kurz: Es gäbe nur eine wahre Liebe. Er sei mir ja so dankbar, daß wir nach Helgoland gefahren seien.

Also, abgeküßt hatte er sie noch nicht. Auch eine Beruhigung.



Der frisch geschlossene Friede dauerte nur bis zum nächsten Morgen. Das sinnige Frühstück mit Lilli hatte

mir eingeleuchtet. Ich wollte gar nichts mehr: bloß ihre Morgenfrische sehn. Außerdem saß um diese Zeit Herr Wollheim im Schreibzimmer und erledigte seine Post. Also bloß bescheiden zusehn.

Und da saßen die beiden, girend wie ein junges Hochzeitspaar. Ich hatte sie schon hinter der Glastür beobachtet: Sie schenkte ihm den Kaffee ein, sie machte die Honneurs. Es war richtig: Sie war jetzt am Morgen der Inbegriff aller Lieblichkeit.

Als ich eintrat, scheuchte mich der gute Eberhard sofort weg. „Bedaure sehr, aber auch sehr, lieber Freund, das Boot ist bereits unter Segeln, und wir fahren in zwei Minuten ab. Nichts für ungut, und amüsieren Sie sich schön.“

Die schöne Billi saß lammfromm, und ich konnte ihr nicht mal die Hand geben. Nachher saß das Paar beim Frühstück noch eine gute halbe Stunde!

Das war doch zu arg. Natürlich mußten sie mir mittags beim Frühstück auf der Düne zwei Tische entfernt sitzen. Porter und Hummer hatten sich die Herrschaften abgewöhnt. Sie saßen beim Butterbrot und Bier. Sie schienen sich auch nicht gut zu unterhalten und unter der galligen Laune des Herrn Wollheim zu leiden. Der Gute schämte sich sichtlich.

„Wollen Sie nicht zu uns rüberkommen?“ rief er laut.

„Danke, nein.“

Ich tranchierte einen mächtigen Hummer und trank Porter mit Sekt. Ich wurde mit sichtlich Hochachtung bedient und hatte den Triumph, daß das große Klatschmaul von Altona mich mit übertriebener Grandezza begrüßte, während er an Eberhard und Konsorten mit erhobener Nase vorüberging.

Porter und Sekt schmeckten sehr gut. Das finstere Antlitz des Lebens begann sich zu erhellen. Ich hatte die schöne Billi scharf auf dem Visier. Sie zuckte mit keiner Wimper. Das konnte aber bloß Eitelkeit sein. Die meisten schönen Damen sind, wenn sie an ihre Schönheit denken,

wie stumm und blind für die Außenwelt. Ich begann mich zu verlieben. Süße Lilli, holde Lilli, bezaubernde Lilli.

Nichts zu machen. Die alte Art, einen anzugucken: Ein langer ernsthafter Blick, lang durchdringend, daß einem das Herz stillstand, — und dann flogen die Augen zu dem nächsten Stuhl und betrachteten ihn ebenso lange.

Süße Lilli, goldene Lilli, entzückende Lilli.

Jetzt trank ich ihr mit einem langen Wagnerblick zu: Sah gleichgültig auf, hob das Glas, sah sie an und hob das Glas zum Munde.

Sie änderte keine Miene. Doch als ich das Glas hinsetzte, hob sie ihr Glas, ganz langsam mit langem Blick, und führte es an den Mund.

Gott sei Dank, sie verstand Komment. Süße Lilli, allerschönste Lilli, süßeste Lilli der Welt. —

Als sie das Glas hinstellte, verbeugte ich mich leicht. Und sie lächelte.

Sie lächelte.

Nun war alles gut. Nun wollte ich alles dem Zufall überlassen; sah nicht mehr auf und war so über meine Zeitung gebückt, daß ich nicht einmal darauf achtete, als alle drei fortgingen.

Einen Tag später, abends, war großer Festtag auf Helgoland. Ein Kriegsschiff lag vor der Insel, die Kapelle spielte in der „Meereswooge“ und vor dem Kurhaus, und die ganze Insel sollte illuminiert werden. Die schöne Philine hatte sich so auf den Tag gefreut. Sie wollte mit mir in einem originellen Boot fahren und Raketen schießen. Doch leider war ich gerade an diesem Abend versagt.

Als ich gegen die Dämmerung auf die Landungsbrücke kam, um ein lehtes Boot zu suchen, begegneten mir Herr Wollheim und Fräulein Tochter. Große Begrüßung.

„Nun, Sie sind nicht unterwegs?“

Herr Wollheim war ernst. Er liebte den Spektakel nicht. Von Massenvergnügungen hielt er sich prinzipiell fern. Außerdem habe Lilli heute Kopfschmerzen. Sie bedürfe stets sehr der Schonung.

Eine kleine Pause entstand. Die schöne Lilli fragte,

ob ich ihnen Gesellschaft leisten wollte. Es sei solch ein schöner Abend. Vielleicht hätte man heute Meerleuchten. Die See sei so ruhig. Ein Schiffer habe gesagt, daß man dieser Tage das Meerleuchten erwarten könne.

Nein, nein. Jetzt war ich hochbeinig. Außerstes Bedauern. Doch ich hätte mich verabredet.

Die schöne Billi wurde eifrig. Sie nickte bloß kurz, als mir Herr Wollheim die Hand gab.

Ich fand ein Boot und fuhr hinaus. Als wir an die Spitze der Insel kamen, — der äußerste Felsen heißt „die lange Anna“, — lagen dort hunderte Boote. Weit im Meer brannten schwimmende Leuchtfässer. Ein großes Boot war mit unzähligen elektrischen bunten Lampen beleuchtet. Überall schossen Raketen. Zwei besonders große Röhre hatten die Kapelle an Bord. Wenn die Musik entfernt war, klang es nett. Nun wurde der Felsen bengalisch beleuchtet, zuerst in grün, dann in rot, dann in beiden Farben zusammen. Schön sah es nicht aus, aber es war festlich. In einem heiter schaukelnden Segelboot, das die Segel gerefft hatte, war die ganze Schauspielergesellschaft versammelt. Der Sklavenhändler trug heute eine weiße Weste, stand am Bug, hielt Ansprachen und schwenkte die Arme. Der jugendliche Liebhaber warf Kußhände, die komische Alte sang. Die schöne Philine stand reglos am Mast, beleuchtet von den dreißig Stearinkerzen, die rings um den Bord des Schiffes in Flaschenhälsen brannten.

Schließlich sah ich auch den guten Eberhard. Er saß in einem großen dunklen Boot, ganz allein mit dem Fischer, saß geduckt und brannte ingrimmig Raketen ab. Vor sich hatte er einen großen Korb voll Feuerwerk stehn.

Ich stellte mich auf und schrie: „Sie, Eberhard, ist das Ihre einzige Art, Feuerwerk zu machen?“

Er griff in den Korb und versuchte, mir ein paar Frösche ins Gesicht zu werfen. Doch die Frösche fielen ins Wasser.

Die Bechtonnen schwelten, das Oberland lag im Dunkel, das Wasser begann zu steigen, und die Boote schaukelten. Schließlich sang man: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Die Rückfahrt war schwer. Der Wind hatte eingeseht, und das Meer rauschte gewaltig. Ich saß noch lange allein auf dem Brückentopf, bis ich naß war wie eine Katze.

⊠

⊠

⊠

Es ging nicht so weiter. Auch Eberhard sah das ein. Bierzehn Tage unseres Urlaubs waren vorüber. Die Sache mußte zum Klappen kommen. Wieder waren wir einige Tage fremd aneinander vorbeigegangen. Es schien, er prüfte sich noch immer. Einen Taler aber war ihm die Sache schon wert: Ich sah eines Tages ein Postpaket. Er hatte sich bei Kronenwert in Hamburg telegraphisch einen neuen Frack bestellt.

Eines Vormittags faßte er mich auf der Düne. Ich verdürbe ihm die Geschichte. Auch Fräulein Billi könne sich mein Verhalten nicht erklären. Was Fräulein Billi nur von mir denken solle. Kurz und gut, er sei drauf und dran...

„Also bitte, was ... daß Sie drauf und dran sind, weiß ich längst...“

Er sei drauf und dran, sich mit Fräulein Billi zu verloben. Ernsthaft. Sich zu verloben und Fräulein Billi zu heiraten. „Glücklich sein. Wissen Sie, bloß glücklich sein. Rund heraus — der Name Wollheim wird mir Nebensache.“

Er schwieg und zog an seinen Manschetten. „Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Ich sagte dies und jenes. „Also zunächst: Sie sagt ‚Parfüm.‘ Ich finde das bedenklich.“

„Habe ich ihr längst abgewöhnt. Weiter.“

„Herr Wollheim ist doch recht gewöhnlich. Sie wollen Karriere machen. Herr Wollheim ist den Summer mit dem Messer.“

„Wenn so'n Mann Millionen hat, gilt das bloß als liebenswürdige Schwäche. Weiter.“

„Billi ist großes Leben gewöhnt. Sie ist zu elegant für unsere Kreise. Sie können ihr das als Amtsrichter nicht bieten.“

„Bitte, woher wissen Sie das? Sie ist achtzehn Jahre. Wie geschaffen zur Ehe.“

Ja, nun war nicht viel mehr zu sagen. „Eberhard, sie liebt Sie gar nicht. Sie möchte bloß die Partie machen. Warten Sie noch sechs Wochen und verloben Sie sich in Berlin. Da es Ernst ist: Sie kokettiert auch mit mir, und ich bin überzeugt, ich habe noch immer Chancen, bis Sie sich erklärt haben. Ich wollte Ihnen das bloß sagen.“

Eberhard saß eine Viertelstunde still. „Gut,“ sagte er, „ich habe mir folgendes überlegt. Ich will Sie ad absurdum führen. Nicht, als ob ich auch nur mit einem leisen Gedanken auf Ihre Zweifel einginge. Gott bewahre. Aber es kann mir schließlich nicht ganz gleich sein, daß ein guter Freund von mir eine junge Dame, die ich heirate, in ihren Qualitäten anzweifelt.“ Er sah mich zögernd an. „Das ist doch auch Ihre Meinung?“

„Vollkommen, Eberhard.“

„Also ich habe folgenden Plan. Ich decke Ihnen meine Karten vollständig auf. Der Alte ist wirklich nach unseren Begriffen, entre nous, ein vollkommener Schlot. Das sage ich Ihnen.“

„Begreife ich, Eberhard.“

„Der Alte ist sehr vermögend. Zweifellos. Auch habe ich Grund zu der Annahme, daß er die Partie begünstigt. Nicht weil er mich mag, sondern weil er weiß, daß Willi bei mir gut aufgehoben ist.“

„Weiß ich.“ Ich erzählte ihm treu und ehrlich unser Gespräch im Sonnenbad.

„Also sehen Sie. Den Alten bedrohe ich, daß er, solange ich im Staatsdienst bin, nicht zum Vorschein kommt. Man kann das ja in liebenswürdigster Form erledigen.“

„Ganz gewiß. Eine verschärfte Form Ihrer Liebenswürdigkeit wäre aber doch geboten. Sie verfügen ja doch über eine große Skala in solchen Fällen.“

„Danke. Werde ich schon machen. Daß Willi mich nimmt, ist selbstverständlich. Soviel Blick müssen Sie mir schon zutrauen. Folgendes Programm: Der Alte hat morgen einen Prokuristen bei sich und hat einen Tag zu arbeiten. Ich habe die Erlaubnis erhalten, mit Willi zum Souper zu gehn, wenn ich Sie mitbringe. Sie kommen doch?“

„Natürlich.“

„Wir essen von sechs bis acht. Um zehn Uhr muß Lilli unweigerlich im Hotel sein. Und zwar genau auf die Minute. Ich überlasse Ihnen Lilli von acht bis zehn, und Sie können mit ihr so lange Kahn fahren. Ich meine, die beiden Stunden können Ihnen genügen, um sie kennen zu lernen.“

„Darauf wage ich mich nicht zu äußern, Eberhard. Ich muß vorsichtig sein. Am Ende heiraten Sie sie wirklich und geben mir dann alle Schuld.“

„Weiter. Um zehn Uhr liefern Sie Lilli ab. Wir können uns dann sprechen oder nicht. Haben Sie ein ungünstiges Urteil, so sprechen wir nicht. Jedenfalls müssen Sie sie auch noch am nächsten Vormittag beschäftigen. Leider. Der Prokurist reist am Mittag ab. Ich will am Vormittag Gelegenheit nehmen, Herrn Wollheim meine Werbung vorzutragen. Dann wäre es mir erwünscht, wenn Lilli nicht im Hotel wäre. Ich habe ihr natürlich kein Wort von allem gesagt. Sie müssen Lilli um zehn Uhr abholen und fahren auf die Düne. Lilli badet im Damenbad, Sie wissen ja. Um halb zwei Uhr bringen Sie Lilli zurück, und wir feiern Verlobung.“

„Ich habe alles verstanden, Eberhard.“

Er war großmütig. „Sie können sogar auf der Düne mit ihr frühstücken.“

„Und Lilli weiß von dem ganzen Plan nichts?“

„Absolut nichts. Sie ahnt hoffentlich allerlei.“

„Und ich darf Lilli den Hof machen?“

„Soviel Sie wollen.“

„Gut, Eberhard. Diese unumschränkte Vollmacht bringt hoffentlich eine Lösung.“

Er trank mir seine Blume zu: „Buenos Aires.“

⌘ ⌘ ⌘
Mir ahnte, daß in achtundvierzig Stunden die Unter gelichtet werden würden, so oder so.

Ich kaufte auf der Insel eine Bonbonniere und legte unter den Deckel einen Hundertmarkschein. Ich ließ die Bonbonniere in festes Papier wickeln und holte nach der Vorstellung die schöne Philine ab.

Sie fiel mir im Dunkeln um den Hals. Ach, sie hätte sich ja so gefehnt. Ich tat ihr den Gefallen und trank im Oberland mit ihr eine Flasche Sekt. Am meisten freute es sie, daß nebenan die erste Liebhaberin saß, und zwar in Begleitung eines Touristen. Ich mußte ihr erzählen, daß nächster Tage ein welterschütterndes Ereignis bevorstehe. Im strengsten Vertrauen: Nächster Tage stände ein englischer Flottenangriff auf die deutsche Küste bevor. Eine leidlich ernste Sache. Und da sei geplant, zehn Meilen vor Helgoland eine gleiche Insel aus Pappe vorzuschieben, damit die Engländer auf diese Pappe schießen sollten. Nun, und ja, und dabei würde ich auch tätig sein. Sie müsse schwören, daß sie strengstes Stillschweigen bewahren wolle.

Sie schwor jauchzend. Das sei ja ganz ungeheuer originell. Nein, da dürfe sie nicht stören. Gewiß nicht.

Als wir uns trennten, gab ich ihr die Bonbonniere.

Sie war sehr gerührt. „Wirst Du weinen, Philine, wenn ich falle?“

Sie küßte mich. Sie blieb sich treu und sah in den Mondschein.

„Ich denke mir bei allem nichts mehr. Ich würde es originell finden, mein geliebter Konrad.“

Ich ging getröstet in das Pilsner. Heute wollte ich noch einmal vergnügt sein. Übermorgen waren wir in Westerland.

Der Sklavenhändler fing mich ein, es war mir gleich. Ich nahm ihm im Matao fünfundsechzig Mark ab.

Es war schon hell, als ich in das Hotel kam. Im Vorübergehn nahm ich die zierlichen Stiefel Lillis auf. Kleine, niedliche, sorgsam auf den Leisten gestreckte Stiefel.

Der linke Absatz war etwas schief getreten.

Auf morgen, Lilli. Süße Lilli, schöne, angebetete, süße Lilli.

V.

Unerden Tags, ich schlief noch, um sieben Uhr früh kam Eberhard. Er war sehr feierlich und wiederholte das Programm. Die Hauptsache war: Zwei Stunden am

Abend und dann den ganzen Vormittag sollte ich die süße Billi für mich haben.

„Eberhard, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie noch nicht verlobt sind, und daß das Mädel sehr hübsch ist.“

Er lächelte mitleidig. Es sei ihm ja eine Freude, mich ad absurdum zu führen. Auch änderte er das Programm in einer Kleinigkeit: Er wolle heute abend nicht durch ein mißvergnühtes Urteil von mir gestört werden. Morgen mittag sei die Entscheidung. Bis dahin wollten wir nicht, auch mit keinem Wort, miteinander sprechen.

„Eberhard, noch einmal. Es ist mir nicht ganz leicht: Ich bin auch verliebt in das Mädel.“

„Immerzu.“

„Ich möchte nicht gerne bis morgen mittag mit abgeblendeten Lichtern fahren. Ich bin meiner Sache gar nicht sicher. Aber verlieren möchte ich Sie nicht.“

„Ich Sie auch nicht. Blenden Sie ruhig alle Lichter ab.“

Wir schüttelten uns die Hände.

Ich ging auf die Landungsbrücke und suchte mir einen Fischer aus, mit dem ich oft gefahren war. Ich gab genaue Weisung: „Sie fahren direkt auf See, so daß wir durch Ferngläser nicht zu erreichen sind. Die junge Dame wird sich auf halber Fahrt an meinen Platz setzen und dann sehn und hören Sie nichts. Sie sind punkt acht Uhr segelfertig oben am Brückentopf. Gibt es Sturm, so bekommen Sie einen Taler extra.“

Er hatte alles verstanden. Aber Sturm gäbe es nicht. Er lachte aus seinem großen Bart.

Süße Billi, süße Billi.

Ich setzte mich an das Klavier im Kurhaus und spielte über das Thema: „Süße Billi.“ Damit verging die Zeit.

Nein, sie verging nicht. Die süße Billi war drüben auf der Düne. Ich schrieb eine Stunde lang Ansichtskarten. Die süße Billi lag gewiß jetzt mit dem guten Eberhard im Sande, und er warf seinen Plan über den Haufen und erklärte sich. Er war ja unberechenbar.

Da kamen sie von der Düne zurück; ich drückte mich beiseite. Der Gute war bepackt mit ihren Plaids, ihrem

Staubmantel, ihrem Badezeuge, und sie ging rasch, die Nase in die Höhe, neben ihm und schwang ihr dünnes Stöckchen.

Schließlich kam die Stunde, wo wir uns zum Essen trafen. Beide kamen sehr befangen. Der Gute war wieder mit Plaisirs und zwei Kissen beladen. „Für die Abendfahrt,“ sagte er. Lilli sagte kühl, daß sie bedaure, mich bemüht zu haben. Ich versäumte gewiß andere Verpflichtungen. „Das Wort Pflicht gibt es während der Ferien nicht für mich, meine Gnädigste.“ Nun, ich verstehe sie wohl schon. „Danke.“ Aber sie schlug nicht die Augen auf. „Herr Baron Hohnstein will mich sogar nachher mit Ihnen allein lassen, Herr Doktor. Ich wette, er hat sicher eine Verabredung. Sie brauchen sich wirklich keinen Zwang aufzuerlegen, Herr Doktor. Ich kann auch ebensogut in das Hotel gehn.“

„Ich habe bereits ein Boot bestellt, meine Gnädigste.“

„Daraus wird nichts,“ sagte Eberhard rasch. „Sie fahren in dem Boot, das ich bestellt habe.“

Ich tat maßlos erstaunt. „Also, unter keiner anderen Bedingung.“

Die schöne Lilli warf ihm bloß einen Blick zu. Das genügte. Der gute Eberhard tuschte sich.

„Abgemacht, Herr Doktor.“ Kleine Kröte. Eine Giftkröte war sie.

Wir aßen. Wir aßen das „Meine“ Diner und tranken schlechten Brauneberger, Lilli bestimmte alles in Herrn Wollheims Auftrag. Es war nicht zu leugnen, sie tyrannisierte den Guten. „Nicht wahr, der Baron hat eine abscheuliche Vergangenheit, Herr Doktor? Er hat mir nur einiges erzählt. Doch ich war ganz entsetzt.“ Eberhard sah mich hilfsehend an und hatte einen roten Kopf. „Wir werden, wenn wir aus dem Urlaub zurückkehren, in den christlichen Jünglingsverein eintreten, meine Gnädigste. Eberhard ist reif dafür dank Ihres guten Einflusses, und Sie wissen ja, daß Eberhard mich kommandiert.“

„Bitte, Baron, es zieht; schließen Sie das Fenster.“ Eberhard sprang. Jetzt sah sie mich endlich an. Süße

Lilli, süße Lilli. Sie hatte ein blaues Kleid. Ich weiß den Stoff nicht. Aber das Kleid war ein Gedicht.

„Wollen Sie heute Klavier spielen? Der Baron sagt, Sie spielten so schön. Wir könnten ja nach dem Segeln ins Kurhaus gehn. Ich höre leidenschaftlich gern gute Musik.“

Eberhard lachte gutmütig. „Sie müssen ja um zehn Uhr im Hotel sein, Fräulein Lilli.“

„Ach so. Dann ist es nichts. Schade.“

Es kam wirklich kein verständiges Gespräch zustande. Ihre Backen wurden immer röter. Jetzt war es sieben Uhr.

Die süße Lilli hatte eine komische Art zu lachen. Sie biß die Zähne aufeinander und öffnete die Lippen weit. Dazu verzog sie die Augen. In dieser Stellung schien sie sich hübsch zu finden.

Ein paar neue Gäste kamen und erzählten, daß seit einer Stunde Meerleuchten sei. Richtiges Meerleuchten.

Für uns war das nichts Neues. Aber Lilli atmete hoch auf: „Herrlich.“

Da traf ich unter dem Tisch ihren Fuß. Ihr Fuß wich nicht zur Seite. Doch im Nacken wurde sie rot.

„Es ist noch nicht acht Uhr,“ sagte Eberhard, wie ein Nachtwandler, der lichte Momente hat. Ich zog den Fuß zurück.

„Weshalb lachen Sie, Fräulein Lilli?“ Er hustete nervös.

„Herr Baron, ich kann Ihnen wirklich nicht über jeden Gesichtsausdruck Rechenschaft geben.“

Da hatte er's. „Seien Sie nicht gleich böse,“ sagte er gereizt.

„Ach, Sie sind langweilig. Und es zieht schon wieder.“ Er sprang auf.

Süße Lilli, süße Lilli.

Es war dreiviertel acht, und sie zog sich die Handschuhe an.

„Den Nachttisch können wir uns wohl schenken.“



*Die Grazie des Rokoko. Enkelkind des Künstlers.
Gemälde von Antoine Pesne.*



Nun saßen wir glücklich im Boot. Der Gute hatte für Lilli selbst den Platz ausgesucht, sie auf die Kissen gesetzt und in das Plaid gewickelt. Der Schiffer seilte das Segel an. Das Segel flatterte. Der Gute wies mich auf den Platz am Bugspriet. „Da bleiben Sie sitzen,“ sagte er leise durch die Zähne und knuffte mich. Dann sprang er aus dem Boot.

Die schöne Lilli winkte ihm kurz. Sie streckte den Arm wagerecht aus und bewegte die Hand auf und ab. Dazu sperrte sie die Lippen auf und lachte ihr einstudiertes Lachen.

Als das Boot einen Meter vom Steg abgestoßen hatte, rief ich: „Sie, Eberhard, wollen Sie nicht doch lieber mitkommen?“

Er hatte schon sein Taschentuch gezogen, um zu winken. Jetzt ballte er die Faust hinter mir.

Schwupp, wir waren in See. Der Himmel war bedeckt, der Abend war dunkel. Der Fischer saß ruhig am Steuer, die linke Hand an der Leine, die rechte Hand am Steuer. Er hatte ein unbewegtes steinernes Gesicht. Lilli wollte durchaus das Meerleuchten sehen.

Sie lächelte befangen. Wir saßen uns schräg gegenüber. Ich hatte mein Cape umgehängt, mein altes, welt-erfahrenes, oft erprobtes, treues Cape.

Gewiß, ich hatte Herzklopfen. Lilli lächelte immer zaghafter. Nun waren sicher schon zehn Minuten vergangen, und wir hatten geschwiegen.

„Was macht das Fliegenfangen, Herr Doktor?“

Ich sah sie eine Weile an. „Aus dem Fliegenfangen ist nicht viel geworden. Es ist hier bloß eine Fliege, die ich fangen möchte.“

Sie, rasch: „Das soll ich wohl sein?“

Ich sah sie eine Weile an. „Ja.“

„Sie sind frech.“

Wir waren schon weit in See. Auf dem Unterland der Insel funkelten die elektrischen Lichter wie ein Glühwürmenschwarm. Escht, klatschte eine Welle an Bord. Der Fischer ging über Stag. Lilli mußte aufstehn.

„Setzen Sie sich doch zu mir, Lilli,“ sagte ich leise.

„Was soll das alles.“ Ich griff ihre Hand, und sie sah mich ungewiß an.

Da saß sie neben mir. Sie mußte noch einmal aufstehn, damit ich sie unter mein Cape nehmen konnte. Ich legte leise den Arm um sie. Sie biß sich auf die Unterlippe und atmete tief.

Es war dunkel, stockdunkel.

„Süße Lilli, süße Lilli, süße Lilli.“

Sie griff an ihren Hut, sie sah mich zaghaft an. Dann sank sie an meine Schulter. „Süße Lilli, süße Lilli.“

Sie schlug die Augen auf und hob den Mund. Sie schloß die Augen, und wir küßten uns. Nun lagen unsere Hände zusammen.

„Wie kalt deine Hände sind, Lilli.“

„Ja, ich friere.“

„Willst du dich auf meinen Schoß setzen?“

Sie schüttelte den Kopf.

Wieder küßten wir uns. „Süße Lilli, süße Lilli.“

Dann lag sie eine Weile still, den Kopf an meiner Schulter, die Augen geschlossen, die Zähne in der Unterlippe.

Der Hut inkommodierte sie. „Nimm ihn doch ab.“

Sie nahm den Hut ab. Die Plaisirs und Rissen waren von der Bank gefallen und lagen im Wasser. „Ach laß doch.“

Sie umschlang mich mit ungestümer Heftigkeit und sah mich angstvoll an.

„Ich bin verliebt in dich, Lilli,“ sagte ich gepreßt.

Sie lächelte. Küsse, Küsse, Küsse.

„Hast du mich gern, Lilli?“

„Ja, sehr.“

„Wie lange schon?“

„Seit ich dich sah.“

„Ich dich auch.“

„Du bist aber mit der Schauspielerin herumgezogen. Der Baron hat es gesagt.“

„Ach laß.“

„Ich liebe dich sehr,“ sagte Lilli. „Ich war immer glücklich, wenn ich dich sah.“

„Ich auch.“

„Ich habe immer nach dir ausgeschaut. Aber du kamst ja nie.“

„Ich wollte nicht hören.“

„Ach laß.“

In der Kiellinie des Bootes begannen die Funken zu blitzen.

Ich griff mit der Hand ins Wasser und bewegte die Finger. Es sah aus, als hätte ich silberne Klumpen in der Hand.

„Ist das das Meerleuchten?“

„Ja.“

„Danach habe ich mich schon als kleines Kind gesehen.“

Sie griff ins Wasser und griff eine silberne Kugel. Silberne, mit einem grünlichen, funkelnden Schimmer.

Sie bog sich über den Bordrand und griff nach meiner Hand.

„Komm. Unten funkelt alles. Was ist das?“

„Weiß ich nicht.“

„Ich hab' dich ja so lieb.“ Zwischen Worten und Küffen langes Schweigen.

Wir mußten wenden. Es war, ohne daß ich es ahnte, halb zehn geworden.

„Wir verspäten uns um zehn Minuten,“ sagte ich.

„Laß doch.“

Sie setzte sich auf meinen Schoß. Hinter uns funkelte die lange silberne Kiellinie. Sie fröstelte. Nun lag sie, ganz in das Cape eingewickelt, in meinem Arm.

„Mach' auch die Augen zu,“ sagte ich. „Wenn man die Augen zumacht, ist es am schönsten.“

„Ja.“

„Ich habe dich nur noch morgen vormittag.“ „Ja.“ „Freust du dich?“ Sie umschlang mich heftiger. Und nun ganz leise Worte. „Nein, es geht nicht.“ „Doch, es geht. Ich warte auf dich. Ich stelle die Waschkanne vor die Tür.“ „Nein, ich habe so Angst.“ „Doch, du kommst.“ „Du mußt mich lieb haben.“ „Ich habe dich lieb.“ „Auf morgen, Geliebte.“ Küsse, viele Küsse.

„Laß mich nicht allein, komm.“ — „Ich will sehn, ich habe zuviel Angst.“ — „Süße Lilli, süße Lilli.“

Da lag die Insel erschreckend nah. In fünf Minuten waren wir da.

Sie setzte ihren Hut auf. Es ging rasch. Sie setzte sich wieder auf ihren alten Platz und hob die nassen Decken hoch.

„Nun haben wir deinen Freund betrogen,“ sagte sie und lachte.

„Nicht betrogen. Er wollte es so.“

„Nicht wahr, du sagst ihm nichts? Ich möchte ihn nicht kränken. Ich bin so schlecht.“

„Ich sage ihm nichts.“

„Er ist ein solch guter Mensch. Er liebt mich so.“

„Ich weiß.“

„Hat er dir das gesagt?“

„Ich glaube, er will dich heiraten, Lilli.“

Sie sah mich einen Augenblick an. „Er ist wirklich so gut. Wir wollen nett zu ihm sein. Du mußt auch nett zu ihm sein.“

„Das werde ich jetzt sehr nötig haben.“

„Adieu.“

„Adieu.“ Wir preßten uns die Hand. Das Boot stieß ans Land. Der Schiffer sah uns mit seinem hölzernen Gesicht an.

Da kam Eberhard, ganz entsetzt. Es sei fünf Minuten vor halb elf.

Lilli lachte: „Es schadet ja nichts.“ Sie erzählte: Es sei alles herrlich gewesen. Richtiges Meerleuchten. Sie erzählte lang und umständlich.

„Die Plaids sind ja ganz naß,“ sagte Eberhard.

„Nun, das bleibt ja nicht aus.“ Sie war ganz gleichmütig.

Nein, nach Hause wollte sie jetzt nicht gehn. Sie wollte ihren alten Bären noch um Urlaub bitten. „Wir gehn noch ins Kurhaus, und der Herr Doktor spielt. Er hat es mir versprochen.“

Also, wir brachten sie bis an das Hotel. Wir blieben draußen. In der Glasveranda saß Herr Wollheim und rechnete. Wir sahen, wie Lilli mit ihm sprach.

Eberhard und ich standen einander abgewandt. Ich zitterte, daß er mich fragen würde. Doch er fragte nicht. Er hatte den Kopf im Nacken und sah empor.

Lilli stürmte heraus, jauchzend. „Bis ein Uhr habe ich Urlaub. Ach, es ist ja herrlich. Wollen wir Sekt trinken? — Sekt und Musik.“

Unterwegs nach dem Kurhaus kam ein unbewachter Moment. „Ich bin so glücklich,“ sagte sie.

Im Kursaal saß eine Menge Menschen.

„Jetzt spielen Sie.“

Ich ging an den Blüthnerflügel und spielte Tristan. Ich wandte gelegentlich den Kopf und sah nach Lilli. Dann spielte ich den großen Tanz der Salome aus der Straußschen Oper. Mir wurde heiß und kalt, kalt und heiß, während ich spielte.

Als ich aufhörte, klatschten die Leute.

Ich küßte Lilli die Hand. Eberhard stand auf und sah mich wunderbar an. „Spielen können Sie.“

Dann tranken wir Sekt. Um dreiviertel auf eins kam Herr Wollheim und war sehr aufgeräumt. Es wurde noch eine zweite Flasche Sekt bestellt, und Lilli wollte, daß ich noch aus Carmen spielte. Das tat ich.

Um zwei Uhr kamen wir nach Haus.

Ich wartete bis sechs Uhr. Aber Lilli kam nicht. Ich schlief bis neun Uhr.

Als ich meine Stiefel ins Zimmer nahm, lag in dem einen ein Zettel. „Auf heute. Deine Lilli.“



Der Tag war bewölkt, und es war kühl. Als wir zusammen Kaffee tranken, fehlte Herr Wollheim. Er war schon seit sieben Uhr mit dem Prokuristen an der Arbeit. Allerhand Hochachtung!

Eberhard war ruhig und selbstbewußt. Er habe leider den ganzen Vormittag zu tun. Wir träfen uns, hoffe er, wie gewöhnlich um zwei Uhr. Er wolle uns von der Landungsbrücke abholen. Sprach's und schwieg. Lilli und ich hatten uns auch nicht viel zu erzählen. Sie sah blaß aus.

„Buenos Aires,“ sagte Eberhard und wollte uns allein lassen.

Lilli sah stumm auf.

„Könnten wir uns nicht einen Augenblick sprechen, Eberhard?“ fragte ich auf englisch.

„Es bleibt bei unserem Programm.“ Er rannte fort und sagte flüchtig Adieu.

„Was hat er nur?“ Lilli sah mich ängstlich an.

Ich war unwirsch. „Bemerkt hat er nichts, Lilli.“

Wir segelten nach der Düne hinüber. Mein Gott, wie sah alles nüchtern aus! Das Meer farblos, und Lilli blaß und still.

Wir saßen dicht aneinander.

„Magst du mich nicht mehr?“

„Biel zu sehr.“

„Bist du böse? Ich konnte nicht. Ich hatte zu große Angst.“

Schweigen.

Doch dann kam irgend etwas lächerliches — ein Passagier schälte überwältigend — und wir lachten wieder.

Sie preßte meine Hand. „Du darfst nicht fortgehen. Du mußt noch hierbleiben. Ich verspreche dir alles.“

„Ich bin zu sehr verliebt in dich. Ich tue alles, was du willst.“

„Wollen wir baden?“

„Wenn du magst.“

„Baden wir im Familienbad?“ Sie lachte. „Ich möchte gern mal im Familienbad baden.“

„Mir ist's recht.“

Als wir im Wasser waren, zitterte sie. Sie hatte wieder den unsicheren, zaghaften Blick.

„Schnell untertauchen und schwimmen.“

Sie tauchte unter, aber schwimmen konnte sie nicht. Sie war so süß und hilflos, so süß und jung und hilflos.

„Du magst mich nicht mehr.“

Die Sonne kam. Wir lagen in der Sonne im Sande. Die Leute gingen vorüber und guckten sie an. Sie wurde übermütig und lachte leise hinter den Leuten her.

„Erzähle mir doch von dir, Lilli.“

Sie legte den Kopf in die Hände.

„Wenn du von dir ehrlich erzählen wolltest, käme da viel Gutes heraus?“

„Nein.“

„Also, laß uns schweigen.“ Sie spritzte Sand auf mich. „Du sollst mich lieb haben.“

„Hast du das schon von vielen verlangt?“

„Du bist unausstehlich.“

Wir sahen beide gerade aus. Ich faßte ihre Hand. Ich dachte an Eberhard.

Wir frühstückten. Rechts am Tische saßen Hamburger, die mich kannten. Der Landrat kam mit seiner ganzen Familie vorbei, und ich wurde streng begrüßt. Dann kam das große Klatschmaul. Ach, was scherte mich das alles.

Wir aßen schnell und legten uns in den Sand, ganz an der Spitze der Düne. Ein Regenschirm beschützte uns.

„Nichts fragen. Nichts denken.“ Das war alles, was sie verlangte. „Süße Willi, süße Willi.“

„Du hast wenigstens ein Talent,“ sagte sie grüblerisch. „Ich beneide dich. Glaubst du, daß ich auch ein wenig Talent habe?“

„Wozu?“

Sie warf kleine Steine in das Meer. „Ich schwöre dir, wenn ich nicht gelegentlich an mein Talent glaubte, so wäre ich längst ins Wasser gegangen.“

Wir gingen umschlungen nach den Booten. Die Uhr war zwei. Wir mußten zurück. Wir saßen im Boot und sahen uns an. Es waren zuviel Menschen, als daß wir sprechen konnten.

„Um sechs Uhr.“

„Ja, um sechs Uhr.“

„Kommt etwas dazwischen, so schicke ich dir einen Zettel durch das Kammermädchen. Du mußt sie bestechen.“

„Ja.“

Das Boot war an den Landungsbrücken. „Achtung, der Vater.“

Herr Wollheim stand oben. Er nahm Willi in Empfang und grüßte mich nicht. Solche Freundlichkeiten war ich gewohnt.

Er drehte sich um. „Ah, guten Tag. Ich muß Ihnen leider Lebewohl sagen. Wir reisen heute nachmittag ab. Sag' dem Herrn Adieu, Lilli.“

Die schöne Lilli starrte ihn an. Herr Wollheim zuckte mit den Schultern und fuchtelte mit den Händen. „Ja, wir reisen ab. Du hast mich verstanden. Hoffentlich darf ich doch auch noch ein Wort hier sagen.“

Die schöne Lilli war klug. Sie vermied jede weitere Aussprache.

„Also adieu, Herr Doktor. Es hat mich sehr gefreut.“

„Ich bedaure lebhaft, gnädigstes Fräulein.“ Ich verbeugte mich. Herr Wollheim trabte mit Lilli ab.

Das Zimmermädchen bekam einen Taler. Es begriff rasch. Ich blieb auf meinem Zimmer. Eine halbe Stunde später kam ein Zettel. „Warte auf mich.“

Ich horchte am Nebenzimmer. Es war totenstill. Ich schellte nach dem Zimmermädchen: „Ist der Herr auf Nummer fünf da?“

„Nein, der Herr ist nicht da.“

„Sehn Sie nach.“

Sie sah nach. Der Herr war nicht da. „Es ist gut.“

Dann kam sie, zitternd, in fliegender Angst, auf zehn Minuten . . .

§

§

§

Was soll ich erzählen? Um fünf Uhr waren Herr Wollheim und Fräulein Tochter an Bord. Ich war im Hotel geblieben. Ich stand am Fenster und konnte den Dampfer nicht sehn. Der Dampfer tutete, einmal, zweimal, dreimal. Als ich nach einer halben Stunde ins Freie trat, lag das Meer spiegelglatt. Nicht mal eine Rauchwolke des Dampfers war zu sehn.

Zum Abschied hatte sie einen Zettel auf meinen Tisch gelegt. Ich sollte den Zettel erst lesen, wenn sie fort war. Ich respektierte das kleine Vermächtnis. Es war nur ein ganz kleiner Zettel.

Da stand: „Ich liebe dich. Lilli —“ Und dahinter stand nicht etwa Wollheim, sondern ein anderer Name. Es ist wirklich gleichgültig, welcher Name. Und dann weiter stand: „Mitglied des Goethetheaters, Berlin.“

§

§

§

Den guten Eberhard traf ich nach langem Suchen um sechs Uhr im Pilsner. Der Sklavenhändler hatte ihn eingefangen. „Servus, servus,“ jauchzte der Sklavenhändler. Ich trat resolut vor. „Verzeihen Sie, Direktor. Ich muß meinen Freund unbedingt sprechen. Nur auf zehn Minuten.“

„Es gibt nichts zu besprechen,“ sagte Eberhard. Er trank Grog und sah wütend aus.

„Sie kommen sofort mit mir heraus, Eberhard.“ Er sah mich wütend an und kam. Er stellte mich gleich: „Ich bin nicht begierig zu wissen, ob Sie den Vogel abgeschossen haben. Schweigen wir darüber. Ich kann Ihnen nur sagen: Sie haben keine Schuld. Und jetzt lassen Sie mich zu den Karten zurück.“

„Wollheims sind weg. Ich nehme an, der Alte hat Ihnen einen Korb gegeben?“

„Wenn Sie es wissen wollen: ja. Erlassen Sie mir das Bessere.“

„Haben Sie eine Erklärung?“

„Nein.“

„Kommen Sie. Wir wollen die Sache aufklären. Und dann: Schwamm darüber.“

„Das sagen Sie so leicht.“

„Ich war auch in das Mädel verliebt. Übrigens: Sie heißt gar nicht Wollheim. Sie heißt anders.“ Ich riß von dem Zettel die Worte „Ich liebe dich“ ab und zeigte ihm den Zettel. „Hier, das ist die Adresse.“

Er nahm, las und gab mir den Zettel wieder. „Was meinen Sie?“

Wir gingen auf das Telegraphenamts. Ich überlegte Tag und Stunde. In Berlin hatte ich einen guten Freund, den schönen Lamprecht. Der schöne Lamprecht redigierte an einem Käseblatt und wußte alles, was in Berlin geschah. Er schrieb über Kunst und Reichstag, über äußere und innere Politik, über Lokales und Wissenschaft, er schrieb über alles, was man von ihm haben wollte. Bloß über Theater schrieb er nicht; dazu war er zu sehr Partei. Es handelte sich um einen Versuch. Bis fünf Uhr saß der schöne Lamprecht regelmäßig bei Steinert und Hansen in

der Bülowstraße. Dann legte er sich bis halb acht ins Bett. Jetzt war es dreiviertel fünf. Es war ein Versuch.

Wir mußten zwanzig Minuten warten, bis wir den Telephonanschluß hatten. Der gute Eberhard saß zusammengesunken in einer Ecke. „Für mich hat alles kein Interesse mehr.“

Da wurde die Verbindung gemeldet. Der gute Eberhard mußte das zweite Hörrohr nehmen.

Rrr. Rrr. Taf taf. „Ist jemand da?“ — „Hier Steinert und Hansen, Bülowstraße.“ — „Ich möchte Herrn Lamprecht sprechen.“ — „Jawohl, einen Augenblick.“ Rrr, rrr, taf, taf. „Hier Lamprecht. Wer dort?“ Ich nannte meinen Namen. „Kenne ich überhaupt nicht.“ „Hier“ ... ich nannte nochmals meinen Namen. „Verstanden; können Sie mir zwanzig Mark pumpen?“ — „Sie, Lamprecht, kennen Sie das Goetheheater?“ — „Natürlich, halb bankrott.“ — „Lamprecht, kennen Sie ein Fräulein Willi ...“ Ich nannte den Namen. „Natürlich. Soll ich die Willi nicht kennen.“ — „Ist sie dort engagiert? Was spielt sie?“ — „Ein süßer Fratz. Sie spielt Dienstmädchen, Chor, kleine Chargen und Hofenrollen. In Tritots ist sie wirklich niedlich. Leider noch nicht genügend entdeckt.“ — „Lamprecht, wissen Sie, wo sie augenblicklich sich aufhält?“ — „Natürlich weiß ich das: Sie ist mit ihrem Verhältnis, einem alten dreißigen Kerl, auf Helgoland. Sonst noch was gefällig?“ — „Danke.“

Ich sah den guten Eberhard an. Das Telephonzimmer war klein und schmucklos. Er hingte vorsichtig den Hörer an den Haken.

Er ging in das Billner zurück und nahm die Karten auf. Nach einer Stunde spielte ich mit. Draußen ging meine Naive mit einem andern vorbei. Andern Morgens reisten wir nach Hamburg und von dort auf einem Sitz nach München.



Herr Wollheim hatte tatsächlich siebzehn Schornsteine. Ich habe mich später davon in Berlin überzeugt. Er hat jetzt seine Wirtschafterin geheiratet und ist begeisterter

Automobilist. „Man muß nur Mittel haben, um sich jung zu halten. Es gibt so viele Mittel.“

Die schöne Philine ist im Theateralmanach nicht zu finden. Sie hat sicher geheiratet.

Der gute Eberhard bekam bald danach Wind in die Segel. Er arbeitet jetzt im Ausland bei einer großen Botschaft. Wir sind immer noch Freunde. Ich selbst wurde kurz danach nach Thüringen verschlagen.

Ich liebe die Wunderlichkeit der Welt: Billi ist eine berühmte Schauspielerin geworden. So berühmt, daß heute jeder leidlich gebildete Mensch zwischen Hamburg und Triest ihren Namen und ihr Gesicht kennt.

Ich überzeugte mich: Sie hat noch denselben Blick, noch dasselbe Lachen, das mir so geziert vorkam. Doch um dieses Lachens wegen bewundern sie jetzt Tausende.

Zigarettensonett.

Im blauen Rauche meiner Zigarette
Erblick' ich längst vergessene Gestalten
Aus meiner Zeit; die Jungen wie die Alten
Sie bilden eine farbenfrohe Kette.

Dazwischen ich, die Junge, die Kofette.
War's wirklich ich, die so hell lachen konnte,
Die sich im Glück und in der Liebe sonnte,
Das heitre, junge Ding, das frische, nette?

Es kommt mir vor, als wär's ein Traum gewesen,
Daß einstmals ich gejauchzt in tausend Wonnen,
Als hätt' ich irgendwo das nur gelesen.

Nun ist die Zigarette mir verglommen,
Die Jugend war, das Alter wird nun kommen —
Das Glück ist mir wie blauer Rauch zerronnen.

Ruth Gräfin Fau.

Vom Küssen.

2

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Wollte man mit gelehrter Gründlichkeit die Geschichte des Küssens schreiben, so wäre es recht gut möglich, den Gegenstand zu klassifizieren und zu rubrizieren. Es gab und gibt Küsse aus religiöser Überzeugung, aus politischen Gründen, aus gesellschaftlichem Anstand, aus Gewohnheit, aus Mitgefühl. Und dann würde man vielleicht unter dem Titel „Miscellaneen“ alle anderen zusammenfassen. Wie jene anderen, die unser Leben begleiten von der Wiege zum Totenbett, von dem Augenblick, wo das Wunder warmen neuen Lebens mit bebenden Lippen begrüßt wird, bis das ungerne geglaubte Todeswunder die verzweifelt prüfende Lippe zurückwirft mit seinem Eiseschauer. Dornröschens Erwachen und der Balkürentuß bezeichnen die beiden äußersten Pole in der dichterischen Anschauung dieser mystischen Grußform, die zu Anfang und Ende des Daseins uns in der Gemeinschaft der Menschen empfängt und wieder entläßt.

Märchen und Mythos führen mit unnachahmlicher Hoheit vom Schlummer zum Leben, vom Leben zu Schlummer und Traum. Der Kuß als Erlösungsmotiv tritt immer wieder auf in verschiedenen bedeutsamen Märchen, und es gibt wenig Dichtungen, in denen diesem Ziel nicht zugesteuert wird als einer endgültigen Befreiung entgegen. In seinem Reichen veröhnen wir uns mit der Welt, mit dem Tod, mit den Menschen. Darum haftet dem Kuß eine Ehrwürdigkeit, die unantastbar ist, wie oft ihn auch menschliche Lippen entweihen mögen, wie leichtsinnig man mit seiner Kostbarkeit umgehen oder sie zu teuflischer Bosheit benutzen mag, im Judastuß.

Die Küsse, diese Blüten im großen Liebesgarten, fordern

zum Vergleich heraus mit den individuell verschiedensten Blumen. Es fehlt keine Art noch Abart in diesem reichen Land. Der bunten, einfach gebauten Bauernblume ähnelt der derbe, gutmütige Schmaß, der schwärmerisch verschämte Ruß mahnt an zarte Schmetterlingsblütler, an sonnenscheue Winden und Berggiftmeinnicht. Die Rosen erinnern an alle süßvollendeten Geheimnisse, und die schönen Giftblumen scheinen der lieben Unschuld zu spotten. Denn viel berührte Lippen sind oft noch begehrtter als die frühlingstrogen unberührten.

Im Lebensbuch berühmter Schönen bilden erste Küsse die jeweiligen Initialen neuer Kapitel. Eine solche Schöne traf mit drei interessanten Männern zusammen, die als Sieger über Frauen hoch gefeiert waren. Sie betrachtete alle drei lächelnd, gleichsam eine Erinnerung schlürfend. Dann flüsterte sie einer Freundin zu: „Ich gedenke meiner Erfahrungen. — — Jener mit den blitzenden Augen und den lustig lachenden, kleinen Kinderzähnen — der küßt wie ein Kind. Der andere — sieh, wie schön er ist — wie eine Statue Griechenlands. Doch beim Kuß erhält der Marmor Leben, als stände der Unsterblichen einer auf. Doch jener dritte mit den seltsamen Augen, mit dem blutroten Mund im ruhigen bleichen Gesicht — der küßt wie ein lüsterner Teufel.“

„Und welcher war Dir der liebste?“ fragte die Freundin.

Die Schöne antwortete nicht. Sie sah, von altem Zauber neu umfungen, zu jenem hin mit dem blutroten Mund im ruhig bleichen Gesicht.

Bei tiefer angelegten Frauen bedeutet der Kuß den ganzen Lebensinhalt; wenn seine Flammen verglimmen, bricht die Eiszeit für sie herein. Wie es eine Marter gab, die darin bestand, das Opfer im Winter ausgekleidet mit Wasser zu begießen, bis das Wasser allmählich fror und eine Eisstatue bildete, so wirkt die langsame psychische Erstarrung, die eine erkaltende Liebe dem sehnsuchtswarmen Gemüt bringt. Von dem zerstreuten höflich mitleidigen Kuß bis zum ganz kalten, vielleicht vollständig unlustigen geht diese eigentümliche Marter.

Die psychische Eisfolter ist mit fortschreitender Kultur häufiger geworden. Dagegen waren die äußeren materiellen

Gefahren, die ein Kuß mit sich bringen kann, in primitiven Zeiten erheblicher. Welch weiter Weg zwischen der ursprünglichen altrömischen Auffassung, nach der ein junger Bürger den Tod erlitt, weil er einer Matrone einen Kuß geraubt hatte, und dem behaglichen Wort der Biedermeierzeit: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren!“

Den Kuß beim Tanz, den Goethe noch erwähnt, und jenen beim Pfänderspiel, der noch in unseren Zeiten gebräuchlich war, hätte der Römer als Frevel empfunden. Die Berührung der Lippen von Mann und Weib setzte ein feierliches Verlöbniß voraus. Starb der Bräutigam vor der Vermählung, so stand der überlebenden Braut eine hohe materielle Entschädigung zu, weil sie durch den Verlobungskuß der Schamhaftigkeit ein Opfer gebracht hatte.

Küsse zwischen Eheleuten galten in Gegenwart anderer, oder auch nur von einem dritten belauscht, für höchst unstatthaft. Solcher prosaischen Auffassung gegenüber erreichten die gräßlicheren römischen Dichter großen Fortschritt. Nach Art decadenter griechischer Dichter wurde nun auch der Kuß gefeiert, besonders reizend, sogar mit anmutiger Natürlichkeit von Catull:

Wieviel Küsse von Dir — soll ich Dir sagen —
Lesbia, geliebte, mich sättigen können?
Soviel libyschen Sandes die Wüste trägt...
In der Stille der Nacht so viele Sterne
Auf der Menschen verstohl'ne Liebe blicken.
Soviel Küsse, Du Holde, mußt Du geben
Dem trunkenen Freunde, damit er satt sei,
Küsse, die kein lauerndes Auge zähle
Und keine giftige Zunge beschreien kann.

Ovid meint, mit dem ersten Kuß sei für den Liebenden das Spiel gewonnen, und ein blöder Narr bleibe, wer dann noch jagt. Der Dichter singt:

Und süßer Küsse Gewalt, wer möchte sie missen!

Da in der antiken Mythologie jedes einzelne Geschöhen und einzelne Ding einer besonderen Gottheit geweiht war, so nahm auch das Küssen von Wange, Hals oder Arm

Beziehung auf die Gottheit, der Wange, Hals oder Arm anvertraut wurde. Der Mund galt der Keuschheitgöttin für heilig. Für fromme Gemüter drückte also der Kuß eine Art von Weihe aus.

Hand und Fuß wurden den Bildern der höchsten Götter, später den Kaisern in Person geküßt. Die traditionelle Berührung der Lippen, mit der die Andächtigen Sankt Peters Bronzefuß in Rom begrüßen, der dadurch schon ein gutes Stück seiner Größe verloren hat, und der Kuß des päpstlichen Schuhs stammen noch von dieser alten Sitte. Byzanz nahm diese Traditionen des Russes auf als notwendige Gebärde frommer Ehrfurcht, als Zeichen der Veröhnung mit der Gottheit, und die russisch- (oder griechisch-) orthodoxe Kirche machte sie sich später zu eigen. Bei verschiedenen Zeremonien küßt der russische und griechische Geistliche die Bilder seiner Stola und reicht den Andächtigen das Kreuz zum Küssen. Der heilige Osterfuß, mit dem sich in der Auferstehungsnacht jung und alt, vornehm und gering dreimal zu umarmen pflegt, wird unter folgender Rede und Gegenrede gefeiert. Der Küßende sagt: „Christ ist erstanden“, und der Geküßte erwidert: „In Wahrheit, er ist auferstanden, Bruder.“ So unangenehm diese Sitte in der Praxis manchmal sein mag, sie hat einen uralt-ehrwürdigen Zug, der wahrscheinlich noch von nordisch-heidnischen Erinnerungen herrührt und sich mit der christlichen Bedeutung des Festes gemischt hat.

Unverkennbar heidnischen Ursprungs ist die hübsche altenglische Sitte, daß zu Weihnachten unter dem Mistelzweig Küsse erlaubt sind. Wer sich im Schuß der blassen immergrünen Pflanze begegnet, darf oder muß die Lippen im Kusse vereinen. Ein Hinweis auf die zur Sonnenwende verjüngte, wieder zu frischer Bräutlichkeit sich wendende Erde liegt in solchem Gebaren.

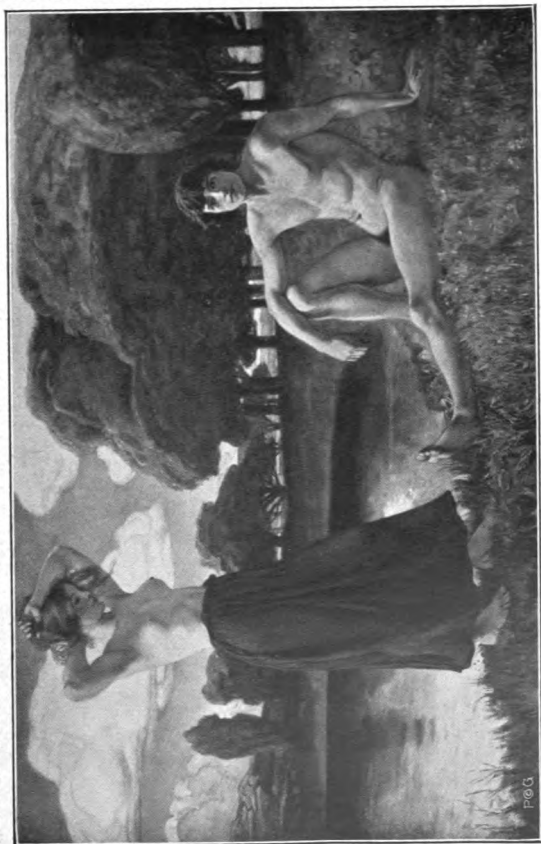
Alter Brauch heiligen Gastrechts war der Kuß in vielen Ländern, und die Heldenlieder erzählen gern von diesem Willkommen. Die Gattin des Häuptlings, des Führers, des Burgherrn hatte ihn zu leisten, er leuchtet mild über das Morgengrauen mittelalterlicher Kultur. Im Nibelungenlied ist die zarte Poesie festgehalten, die minnigliche Sitte

umweht. Abseits hielt sich Siegfried und sah wie im Traume zur Königstochter Kriemhild auf, als diese unter den Frauen zur Kirche schritt. Während er noch schaute, gingen die Freunde zu König Gunther, um für Kriemhild die Erlaubnis zu erwirken, daß sie den sieghaften fremden Königssohn begrüßen dürfe. Der lange, lange Zug, in dem die Frauen der vielreichen Königin Ute folgten, blieb stehen, und erglühend sah die schöne Maid den Ritter nahen. Ganz leise sagte sie: „Seid willkommen, Herr Siegfried!“ Er neigte sich tief, dann gingen beide nebeneinander, der Held und die Jungfrau, weil sich auf einen Wink des Königs der Zug wieder in Bewegung setzte. Vor der Kirche aber durfte Kriemhild die Stirn des Gastes mit den Lippen berühren, wie es Brauch war als Zeichen höchster Ehre.

Ihr ward erlaubt zu küssen den weiblich schönen Mann,
Ihm ward noch nie so Liebes auf dieser Welt getan.

In Rußland, wo die Frauen bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein dem Terem, wie die Kemetate bei den slawischen Völkern hieß, treu bleiben mußten, behielt diese Zeremonie etwas besonders Eindrucksvolles. Leo Tolstoi erzählt nach alten Chroniken in dem farbenprächtigen Roman „Der Silberritter“, wie die junge Hausfrau an der prunkvollen Bojarentafel den ritterlichen Gästen der Reihe nach den Willkommtrunk mit einem Kuß reicht und wie sie unter der Last ihres schweren, aus Pelz und Goldbrokat gebildeten Gewandes hinzusinken meint, als sie auch den küssen muß, den sie liebt. Doch sie faßt sich, denn sie weiß, daß ein Zittern oder Erblichen ihn dem Tod ausliefern würde.

Zu einer großen, feinausgebildeten Kunst erhob sich das Küssen zur Zeit der Troubadoure und Minnesänger, in der sich an den Äußerungen der Liebe des Mannes oder vielmehr des Ritters eigentlicher Bildungsgrad erkennen ließ. Damals erlebte der Kuß die Zeit seiner Frühlingsblüte, denn zur vollendeten Gabe ließ es die Dame selten und dann nur sehr langsam kommen. Wie manches Tageslied vermeldet, galt es für schicklich und ritterlich, selbst in den Armen der begehrten Frau nichts zu fordern und auf



Sdyll. Gemälde von Ludwig v. Hofmann. Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft in Berlin.

abenteuerlicher gefährlicher Fahrt von der Erinnerung an ein zartes Berühren der Lippen zu zehren. Walter von der Vogelweide singt:

Wöcht' ich's noch erleben, daß ich Rosen
Läse mit dem holden Mägdelein;
Wollt' ich doch mich so mit ihr erkosen,
Daß wir ewig Freunde müßten sein.
Würde mir ein Kuß zur guten Stunde
Von dem roten Munde,
So genäß' ich aller Not und Pein.

Darin, daß die höchste Ehre, deren ein Gast teilhaftig werden konnte, und die süßeste Sehnsucht, nach der minnefrohe junge Ritter strebten, im Kuß der Dame sich vereinigten, zeigt sich der Kern einer poetischen Gesellschaftsordnung, in der die Sinnlichkeit reiferer Zeiten noch durch einen Überschwang der Empfindung gebändigt war. Daß der Kuß unter Männern damals ebenfalls zu erhöhter Bedeutung gelangte, spricht sich in der Form aus, unter der Verträge beschworen wurden. Das Versprechen, zu gemeinsamer Fehde auszugehen, die Übereinkunft zweier Familien, ihre Kinder miteinander zu verheiraten, ja selbst der beschlossene Kauf von Burg und Land: dies alles besiegelte feierlich ein dreifacher Kuß auf beide Wangen und den Mund. Symbolisch sollte es das Unwiderrufliche sowie das Freiwillige und von Herzen Kommende der Angelegenheit ausdrücken. Von ähnlicher Anschauung aus knüpfte sich, um eine mittelalterliche Verlobung rechtsgültig zu machen, an das Geschenk eines Ringes der Kuß vor Zeugen, mit dem öffentlich der Antritt des Brautstandes verkündet war. Nach altem Wort war nun das Mädchen in die „Mundschaft“ des Mannes aufgenommen.

Als der Frühlingsreigen der Minne seine keusche und strenge Poesie verlor, als seine Schritte schneller und seine Bewegungen leidenschaftlicher wurden, schwand auch die einstige hohe Bedeutung des Kusses. Ein anderer Ton, als ihn Trouvères, Troubadours und Ritter nach Walters Art anschlugen, ging durch die Dichtung. Frische, doch immer noch süße Sinnlichkeit atmen die Kußlieder eines Ronfard:

Baiser fils de deux lèvres closes,
Filles de deux boutons de roses
Qui serrent et ouvrent le ris
Qui dérident les plus marris.

Baiser ambroisin que j'adore
Comme ma vie et dont encore
Je sens en ma bouche souvent
Plus d'un jour après le doux vent.

Et vous, mes petites montaignes,
Je parle à vous, lèvres compaignes,
Dont le coral naïf et franc
Cache deux rangs d'ivoire blanc.

Je vous supplie, n'ayez envie
D'estre homicide de ma vie,
Sans vous baiser vivre ne puis
Et vous baisant vivant je suis.

Montaigne aber klagt, daß zu seiner Zeit die Damen den Ehrengästen alt oder jung die Lippen reichen mußten, und daß dadurch der Kuß immer mehr im Preise sankte. In dem Essay über einige Verse des Virgil meint der kluge Beobachter: „Voyez combien la forme des salutations qui est particulière à nostre nation, abastardit par sa facilité, la grâce des baisers, lesquels Socrates dit estre si puissant et dangereux à voler nos cœurs. C'est une déplaisante coustume et injurieuse aux dames, d'avoir à prester leurs lèvres à quiconque à trois valets à la suite pour malplaisant qu'il soit. Et nous mêmes n'y gagnons guère: car comme le monde se voit party pour trois belles, il nous en faut baiser cinquante laides et à un estomach tendre, comme sont ceux de mon age, un mauvais baiser en surpasse un bon.“ Die Sitte, die den ganzen Kulturkreis des Mittelalters beherrscht hatte und nur in Frankreich als eine veraltete und stark übertriebene Gewohnheit übrig geblieben war, gab anderen Nationen bald berechtigten Anlaß, darüber zu spotten. So galt in Italien das Sprichwort: In Gallia oscula non tam caro venduntur.

Daß jedoch solcher Spott, der das allzuvielen Küssen verheirateter und älterer Frauen traf, dem Kuß aus echter Liebe sein Recht ließ, zeigt eine der erfrischendsten Szenen in Shakespeares König Heinrich V. Bald nachdem die Engländer in der Schlacht von Azincourt die Franzosen geschlagen hatten, traten die Heerführer zusammen, um über den Frieden zu unterhandeln. Unterdessen spricht der jugendliche König Heinrich mit der französischen Prinzessin Katharina, deren Hand zum Siegespreis gehören soll. Da die Sprachstudien Katharinas nicht allzuweit gediehen sind und Heinrich kaum einige Worte des Französischen beherrscht, entsteht trotz der Dolmetschversuche eines Hoffräuleins ein solcher Wirrwarr, daß nur der Kuß, die echte Sprache des Herzens, die Mißverständnisse lösen kann. Katharina will fliehen, weil es in Frankreich nicht Sitte sei, die Mädchen vor der Hochzeit zu küssen, aber Heinrich besiegt ihren Widerstand mit den Worten: „Strenge Gewohnheiten beugen sich vor großen Königen . . . Die Freiheit, die unseren Rang begleitet, stopft allen Splitterrichtern den Mund, wie ich es jetzt mit dem Deinen tue.“ Ehe die Eltern der Braut und das Gefolge kommen, tröstet er sie noch: „Du hast eine Zauberkraft in den Lippen, Käthchen, die beredter ist, als die Zungen des ganzen französischen Rats.“ Den Wert, der nach dem großen Frauenkenner Shakespeare den Küssen innewohnte, hat er in seiner Dichtung nie verleugnet. Am schönsten vielleicht drückt es Hermione im Wintermärchen aus:

Our praises are our wages: you may ride us
 With one soft kiss a thousand furlongs, ere
 With spur we heat an acre.

Unser Lob ist unser Lohn; eh treibt ihr uns
 Mit einem sanften Kusse tausend Meilen
 Als mit dem Sporn zehn Schritt.

Der Kuß war lange Zeit auch bei höfischen Tänzen gebräuchlich und eine wichtige Begleitererscheinung des Reigens im wohlausgebildeten gesellschaftlichen Leben. In der präziösen Zeit, die dem Sinnentaumel der Renaissance Bier-

lichkeit und streng abgemessene Zeremonien entgegengesetzt, blieb nur der Handkuß des Kavalliers übrig, als sinnreich zarte Huldigung der Dame gegenüber. Friedrich von Logau, der Freund natürlicher Ausdrucksweise in Wort und Leben, zeigt sich in seinen Sinngebichten als Feind solches Gebarens und bekämpft es, wie alles, was „à la mode“ aus Frankreich gekommen sei:

Jungfern, euch die Hände küssen,
Pfleget euch heimlich zu verdrießen,
Weil man läppisch zugewandt,
Was dem Mund gebührt, der Hand.

Die galante Mode, die dem derben Edelmann so wenig gefiel, breitete sich von Frankreich über das ganze zivilisierte Europa aus. Sie wurde derart zur feinen Sitte und Lebensform der höheren Stände, daß die französischen Revolutionsmänner den Handkuß mit besonderem Erlaß verfolgten und als unmännlichen Sklavendienst für strafbar erklärten. Er überdauerte aber die Revolution und weicht auch jetzt nur langsam dem kameradschaftlichen Händedruck, mit dem Sportsman und Sportswoman sich begrüßen. In slawischen Ländern war es von jeher üblich, in übertriebener, unterwürfiger Art nicht nur Frauen, sondern auch hochgestellten Männern die Hand zu küssen. Die Redensart „Küss die Hand“ ist in der habsburgischen Monarchie bis zum Überdruß gebräuchlich, und im gesellschaftlichen Leben ist sie bei den Süddeutschen als liebenswürdige Konversationsphrase der Herren erhalten geblieben.

Es wäre aber schade, wenn die elegante Sitte des Handkusses, das letzte Andenten ritterlichen Minnedienstes, in unserer Geselligkeit noch mehr schwinden würde und schließlich den Feinden höfischer Zierlichkeit zum Opfer fielen. Der Kuß, den Männerlippen als Dank für Gastfreundschaft auf wohlgepflegte Frauenhände drücken, erzeugt im Salon eine höchst anmutige Silhouette. Seine Eleganz und Vieldeutigkeit hat entschieden großen Reiz, wenn Takt und Grazie beiden Partnern des artigen Intermezzos zu eigen ist; wo gar echtes Gefühl sich im dämmernden Werden

ans Licht sehnt, kann diese erste erlaubte Hulldigung zu den schönsten Augenblicken des Liebesfrühlings gehören.

Von den Tanzküssen des Mittelalters retteten sich in später weniger unbefangenen Zeiten außer den Handküssen der vornehmen Welt nur die „Bussler“ mancher Bauern-tänze. „Schnadahüpfn“ in Menge preisen das Recht der Burschen gegenüber den sich sträubenden Mädchen.

Und a Busslerl und a Druckerl
Das ist ja ka Sünd,
Das hat mir mei Mutter g'lernt
Als a Noans Kind.

Früher galt es für fromm und unerlässlich, Verwandte sowie Freunde und auch Kinder zum Küssen der Toten zu zwingen. Verschiedene Dichter feierten den Liebesmut, den vollkommenen Sieg über das Grauen, der dem Sterbenden den letzten Kuß seiner Liebsten besichert. Thomas Moore hat diesem Mut eine Stelle in seiner Dichtung „Paradies und Peri“ gewidmet. Die Peri kann ins Paradies gelangen, wenn sie das Kostbarste, was die Erde bietet, findet und bringt. Da erscheint sie an der verschlossenen Pforte und bietet den Kuß als Gabe an, den die Liebende dem pestkranken Geliebten als Stärkung für die große Reise mitgegeben.

When the stem dies, the leaf that grew
Out of its heart, must perish too
Then turn to me my own love, turn
Before like thee I fade and burn
Cling to these yet cool lips and share
The last pure life that lingers there.

— — —
One kiss the maiden gives, one last
Long kiss which she expires in giving.

Der Abschiedskuß, sei es vor dem Tod, sei es vor jenem Scheiden und Meiden des Lebens, das oft eine noch schlimmere Trennung bedeutet, hat in Volks- und Kunstpoesie ergreifenden Ausdruck gefunden. „Bitter und süß ist der Abschiedskuß an der Lippe des Freundes,“ sagt

Herder in der Blumenlese aus morgenländischen Dichtern,
und der Schotte Robert Burns singt in dem Liede „Der
Abschiedskuß“:

Sorrowing joy, Adieus last action
Lingering lips must now disjoin
What words can ever speak affection
So thrilling and sincere as thine.

Scheiden Herzen, die sich teuer —
Letzter Lust- und Schmerzerguß —
Gibt's 'ne Sprache wahrer, treuer,
Als die deine, laut'rer Kuß?

(Übers. v. Bringsheim.)

In präziöser Art wurde am häufigsten der erste Liebeskuß gefeiert; man versuchte stets seine Süßigkeiten durch Gleichnisse auszudrücken, die sich vom Klassischen Altertum getreulich vererbten. So erschien immer wieder das charakteristische Gleichnis vom Bienlein, das Guarini, der Verfasser vom Pastor fido, von antiken Dichtern entnahm, und das in ähnlicher Form durch die ganze pastorale Poesie in spielerischer Anmut zog, bis es von zünftigen Lyrikern als banale Phrase verachtet wurde. Das Bienlein umschwärmte die Liebeslieder aller Seladons und aller süßen Schäfer in einer Zeit, wo die Gelehrten sich schon mit der Erklärung des Kusses beschäftigten und einer von ihnen in einem Dictionnaire für das Frauenzimmer schrieb: „Kuß oder Mäulgen, auch Schmäzchen und Heizgen genannt, ist eine aus Liebe herrührende und entbrannte Zusammenstoßung und Vereinigung derer Lippen, wo der Mund von zwey Personen so fest aneinander gedrückt wird, daß die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmacks von sich geben.“

Wir sind etwas erstaunt, in dem Dichter Paul Fleming, den man als Sänger frommer Kirchenlieder kennt, auch einen verliebten Schäfer zu finden, der im Modeton seines Jahrhunderts auf höchst neckische Art das Küssen feiert und eine Regel aufstellt „wie man wolle geküßet sein“:

Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird sonst Kinderspiel.
Nicht zu laut und nicht zu leise,
Bei der Maß' ist rechte Weise.

Nicht zu hart und nicht zu weich.
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle.

Halb gebissen, halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

Küsse nun ein jedermann.
Wie er weiß, will, soll und kann.
Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen.

Die Dichter der galanten Zeit waren verliebt, aber nur verliebt, sie wußten nichts von der großen Leidenschaft, die unentrinnbar herrscht wie der Tod, von jener Liebe, die Schopenhauer mit einem Fallstrich der Natur verglich. Solche bittere Weltanschauung brach immer durch, wenn das süße Girren und Schnäbeln einer lebenslustigen Gesellschaft allzu offenkundig hervortrat. Dann rauschen Welt-schmerz und Liebesleid in gewaltiger Fuge über die empfänglichen Gemüther, und nur allein der Zauber seliger Küsse widersteht dem leidvollen Sinnen und Gräbeln.

Wohl bringt die Liebe uns zuletzt auch Leid;
Doch all die bitt'ren Tränen, die ich weine,
Sind durch den ersten Kuß vorausbezahlt! —

sagt Hebbel in solcher Stimmung.

Wohlthuend wirkt Goethes natürliche Welt- und Lebensanschauung in allen Fragen der Liebe; er verläßt den empfindsam zierlichen Garten, in dem die Menschen bunt-behändert ihre Schäferkomödie spielten, um draußen in Wald und Feld gesunde Sinnlichkeit und frohes Behagen wiederzufinden. Aber er wußte auch um jenen Taumel der Sinne, der schwankte Schritte bis zum Abgrund führt.

Die Zwangsvorstellungen, die solcher Liebeswahn auch einem keuschen Geschöpf, ja diesem erst recht ins Blut zaubert, sagen die qualvollen Seufzer am besten, die sich Gretchens Brust entringen:

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürst' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn,
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt!

Hier ist alles Spielerische in der dichterischen Vorstellung des Kusses vollkommen abgestreift; das Schicksals-schwere nicht nur dieser Gretchen-Küsse, sondern der menschlichen Zärtlichkeit überhaupt erscheint schaurig entblößt.

Ist das Leben trauriger und ernster geworden? Sind sonnige Heiterkeit und anmutiges Getändel verschwunden? Fast scheint es so, denn immer tiefer, immer trauriger wird das Motiv des Küssens in der modernen Poesie angeschlagen, die kindlich naive Lustigkeit oder das präziös zierliche Gebaren sind seltener. Die kleinen Gruppen, deren Rückkehr zu solchem Wesen der Vergangenheit den Glauben an ein Wiederaufleben erwecken möchten, sind mehr aus historischen Kenntnissen als aus Herzensbedürfnis entstanden, und ihre Worte vom Küssen klingen matt. Eines der hübschesten unter diesen nachempfundenen Liedern ist das zierliche Tanzlied Bierbaums „Ich küsse meine Frau“, durch das in freundlicher Erinnerung der Biederton unserer Großväter klingt.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, als das Sinnige jede Sinnlichkeit zu überwuchern strebte, machte sich eine behaglich schmunzelnde neben einer geziert wehmütigen Auffassung geltend. Heinrich Heine schlägt leichteren Ton an:

Jezo weiß ich, überflüssig
Wie so manches ist der Kuß,
Und mit leichtern Sinnen küß' ich
Glaubenlos im Überfluß.

Nicht nur sinnig naiven Liebespaaren, auch solchen lachenden Naturen, die glaubenlos im Überfluß küssen, gelten die Reflexionen des philosophischen Raters Sidigeigei, dessen Schnurren die Trompeterlieder begleitet:

Warum küssen sich die Menschen?
's ist nicht Haß, sie beißen nicht,
Hunger nicht, sie fressen sich nicht,
's kann auch kein zweckloser, blinder
Unverstand sein, denn sie sind sonst
Klug und selbstbewußt im Handeln,
Warum also, frag' umsonst ich,
Warum küssen sich die Menschen?

In „Hortense“ gibt Heine die einzig mögliche Antwort auf Sidigeigeis tiefsinniges Fragen:

Küsse nahm ich, und ich küßte
So mit Ernst in jener Zeit,
Als ob ich erfüllen müßte
Taten der Notwendigkeit.

Das Gesamtbild neuerer und neuester Poesie spiegelt aber eine melancholische Auffassung des Kusses. Sie begleitet das Leben von den tränenreichen Umarmungen der empfindsamen Zeit durch die unter Tränen lächelnde Ironie aus Heines Liebesgarten bis zu den schauerlich schönen Landschaften eines Swinburne, den schwülen Städtebildern eines Beaudelaire, wo der Kuß zum lästernen Vampir wird, der Tränen wollüstig trinkt und mörderisch das Blut aus roten Lippen saugt.

Auch drängt sich der Altruismus an die Lyrik, die im Grunde so egoistisch ist wie die Liebe selbst.

Romantische und moderne Dichter fanden aber auch den Mut, die Tragik künstlicher Küsse schön zu besingen. Schmerzliche Betrachtung erfüllt schon Musset. Was den Antiken als ein selbstverständlich heiteres Spiel erschien, zeigt in ganz neuem Licht die ernste Art unserer Zeit, die altruistisch und psychologisch vertieft die Dinge betrachtet:

The burden of bought kisses this is sore:
 A burden without fruit in child-bearing
 Between the nightfall and the dawn threescore,
 Threescore between the dawn and evening
 The shuddering in the lips, the shuddering
 In thy sad eye-lids tremulous like fire
 Makes love seem shameful and a wretched thing
 This is the end of every mans desire.

Räuflicher Küsse Last, wie schwer und schneidend:
 Unfruchtbar Weh, Dir wächst kein Kind im Schoß,
 Unnötig küssest Du die vielen, vielen Küsse
 Wohl zwischen Morgendämmern und dem Abendgrau,
 Wohl zwischen Morgengraun und fahler Dämmerung
 Mit Schauder auf der Lippe, kaltem Schauder
 In Deinen müden, trauervollen Augenlidern,
 Ist Liebe Schmach nur, ekelvoller Zwang,
 Ist dies ein Ende ird'schen Liebebegehrens?

Wie lastet der Himmel schwer und schwül über dem Land der Liebe! Wenn die Blumen dieses Landes so berückend duften, wissen wir, sie entsteigen dem Moder, sie blühen dank düsterer Geheimnisse, und nur scheinbar zeigt diese Gegend lachende Fluren. Die Wissenschaft erzählt Märchen viel grausamer, als es die alten Märchen waren, obwohl sie dieselben Stoffe behandelt. Um dem Spuk und Zauber nachzuforschen, liegt Dornröschen unter dem Messer. Wir wollen den Sinn auch des Kusses erforschen, statt von dem Kusse aus den Sinn der Welt zu umarmen.

Schon das 18. Jahrhundert hat versucht, den Zauber der Liebe wissenschaftlich zu ergründen. Ich fand in einem alten Buch folgende Hypothese. Die eigentliche Befehlung des Körpers erfolge durch ein „feurig luftiges Wesen“, das ihn ganz durchdringt, den Nerven, Muskeln und der Maschinerie des Denkens Weisung erteilt. Dieser Feuergeist sei das „Phlogiston“, der ewige Brennstoff, der nie verbrennt. Er sei es, der in Gegenwart von lieben Menschen, deren „Phlogiston“ wie eine schöne, ruhige Flamme strahle, ein Gefühl wohliger Wärme erzeuge sogar ohne

Berührung. Bei der Berührung, beim Kuß, durchzude er mit elektrischem Schlag und durchriesele den Körper wie feuriger Trant. So lautet ja auch ein Dichterwort: „So schlagen zusammen die Flammen.“ Diese Hypothese weist das Anfeuern, Begeistern, Lebenspenden, das dem Kuß im Lied zugemutet wird, keineswegs in das Reich poetischer Fabel, sondern versucht, ihm materielle Wahrheit zu geben: „Welche elektrische Kraft“ schrieb Weidardt im Philosophischen Arzt, „kann man von dem Odem eines küssenden Mädchens empfangen!“

Schön träumten große Menschen von der Erwärmung der kalten Welt durch das Zauberphlogiston der allgemeinen Sympathie. Wenn auch mancher Traum mit weher Enttäuschung endete wie der Versöhnungstaumel in der Gesetzgebenden Versammlung vom Jahr 1792, wo sich nach der begeisterten Einigkeitsrede des Abbé Lamourette alle Abgeordneten küssend in die Arme fielen, so daß in Frankreich heute noch falsche Küsse „baisers Lamourette“ genannt werden, so bleibt doch die natürliche Kraft des „Kußphlogiston“ unwiderlegt. Schiller konnte bessere Allegorie als das Verlangen nach Umarmung nicht finden. Ein großes Funken schlagen, ein Freudenfeuer, das die ganze Schöpfung festlich erleuchtet, liegt in dem Wort:

Seid umschlungen, Millionen!
 Diesen Kuß der ganzen Welt!



Unsterblich. 2

Von
Friedrich Werner van Desteren.

Die Scheite im Kamine sanken,
Das Blutrot ward zu Aschengrau.
Der Priester starrte in Gedanken,
Und schweigend saß die schöne Frau.
Vier helle und elf dumpfe Schläge
Erklangen von der Säulenuhr;
Die Zeiger rückten ihrer Wege
Im Kreis auf immergleicher Spur.
Die Kerzen im kristallinen Luster
Vertropften müdgebraunt. Den Raum
Durchzog ein gegenwartsbewußter,
Vergangenheitsgeborner Traum.
Die schöne Frau ergriff die Tasse
Und sog den kaltgewordnen Tee.
Dann fragte sie: „Wenn ich ihn hasse,
Das wäre christlicher, Abbé?“
Der Geistliche, in dessen Haaren
Das Alter längst sein Silber spann,
Dieweil noch glatt die Wangen waren,
Erhob den Blick und sah sie an.
„Bin ich zu lange stumm geblieben?
Mich bannte die Erinnerung.
Ihn hassen? Nein. Jedoch vom Lieben
Zum Hassen ist's ein Meilensprung.
Das wär': von einer Sünde eilen
Zur andern wie ein schlechter Christ.
Im goldnen Mittelraum verweilen —

Das ist's, was gottgefällig ist.
Das Ziel zu halten, fiel vor Jahren
Wohl schwer im heißen Jugendschwung.
Ja, Frau Marquise, damals waren
So Sie wie er noch frühlingjung.
Doch jetzt! Sie müssen mir vergeben,
Wenn ich es sage, liebes Kind:
Der Sommerreise naht Ihr Leben,
Ob Sie auch maienschön noch sind.
Heut wär' es keine rasche Regung,
Der man ja leichter stets verzeiht;
Heut wären Sie mit Überlegung
Zur schweren Sündenschuld bereit.
Und Gottes Strafe, Frau Marquise,
Ist gleich ein Ewigkeitsgeschick.
Zur Hölle führt vom Paradiese
Gar oft ein einz'ger Augenblick.
Sie sollen keinen Haß entfalten,
Doch auch nicht neue Schuld begehn.
Drum, können Sie nicht Freundschaft halten,
Vermeiden Sie das Wiedersehn!"

Es lag ein Ausdruck in den Mienen
Der Frau wie Troß und Seelenqual.
Die Wangen färbten sich, beschienen
Von einem letzten Feuerstrahl;
Und unter den gesenkten Brauen
Verließ das Auge nicht sein Ziel,
Es ward nicht müde, starr zu schauen,
Wie Blut zu Aschengrau zerfiel.
Dann zuckte es in Brust und Händen,
Zur Kehle stieg ein heißes Weh,
Und, ohne ihren Blick zu wenden,
Sprach die Marquise zum Abbé:

„Mein Gott, ich weiß, ich weiß, Sie haben
Ja recht, Sie haben's tausendmal;

Man soll sein Herz schon jung begraben;
 Nur das ist weise Lebenswahl.
 Man soll — Doch nein, ich kann's nicht fassen,
 Daß dies Entfagen Gott gefällt.
 Er hat uns nicht umsonst gelassen
 Voll Licht und Blüten diese Welt,
 Er will, daß uns von Edens Leben
 Im Liebesglück ein Abglanz blieb,
 Er hat die Herzen uns gegeben,
 Und ich — Abbé, ich hab' ihn lieb.“
 Ein tiefes Atmen. Die Marquise
 Erklärte leiser dann: „Abbé,
 Und wenn ich ihn von hinnen wiese,
 Was dann? Verziehe ich mir's je?
 Bereute ich's nicht stets vom neuen,
 Wenn ich ihn nimmer wiederseh'?“
 „Wir können Sünde nur bereuen,
 Nicht Tugend,“ mahnte der Abbé.
 „Und dann — noch ist er nicht gelandet.
 Und was Ihr Herz zum Sturme rief
 Und Sie als Schuldgefahr umbrandet,
 Ist, Frau Marquise, nur ein Brief.
 Zwei Wochen sollen noch vergehen,
 Bis er vor Ihnen steht. Mein Kind,
 Sie wissen, daß beim Wiedersehen
 Enttäuschungen nicht selten sind.
 Die lange Trennungszeit zerstörte
 — Es sind nun sieben Jahre bald —
 Wohl manches, das Sie einst betörte,
 Und kerbte Antlitz und Gestalt.
 Und Sie bekannten, Frau Marquise,
 Grad reuig mir an Gottes Statt:
 Die äußre Form — es war nur diese,
 Die Sie zum Fall getrieben hat.
 Ja, Simmenliebe war's. Sie haben,

Getrennt durch manches lange Jahr,
Nur im Gedächtnisse begraben,
Was häßlich und verächtlich war.
Sie lassen es begraben, lassen
Bloß Liebenswertes auferstehn;
Was Sie ins Geistesauge fassen,
Ist wie ein schöner Traum zu sehn.
Sie sollen denken, sollen wägen,
Wie weit der Traum zur Wahrheit kehrt;
So schön Sie auch die Münze prägen,
Nur das Metall bestimmt den Wert.
Den Wert bedenken Sie, den Ihren,
Dazu den seinen! Leichte Wahl!
Bewahrt Sie vor dem Selbstverlieren
Ihr Stolz nicht? Nein, kein zweites Mal!" —

Und Stille herrschte, bis versonnen
Gedämpften Tons die schöne Frau
Das Schweigen löste. „Leid wie Wonnen.
O, ich entsinne mich genau.
Begraben nicht, doch eingegraben
Für immer ist's in meinem Sinn,
Wie ich für tausend Liebesgaben
Belohnt mit Undank worden bin.
O, ich entsinne mich der Tränen;
Ich hab' so viel um ihn geweint.
Doch weiß ich auch von meinem Sehnen,
Bom Glücke, waren wir vereint.
Und wäg' ich Wonnen nun und Leiden
Und sinn' ich ihren Werten nach,
Die Wonnen wert' ich von den beiden
So hoch; sie wiegen tausendfach.
Sie raten mir, ich solle schreiben:
,Ich will Sie nicht mehr wiedersehn.
Sie müssen mir ein Fremder bleiben
Nach allem, was einmal geschehn.'

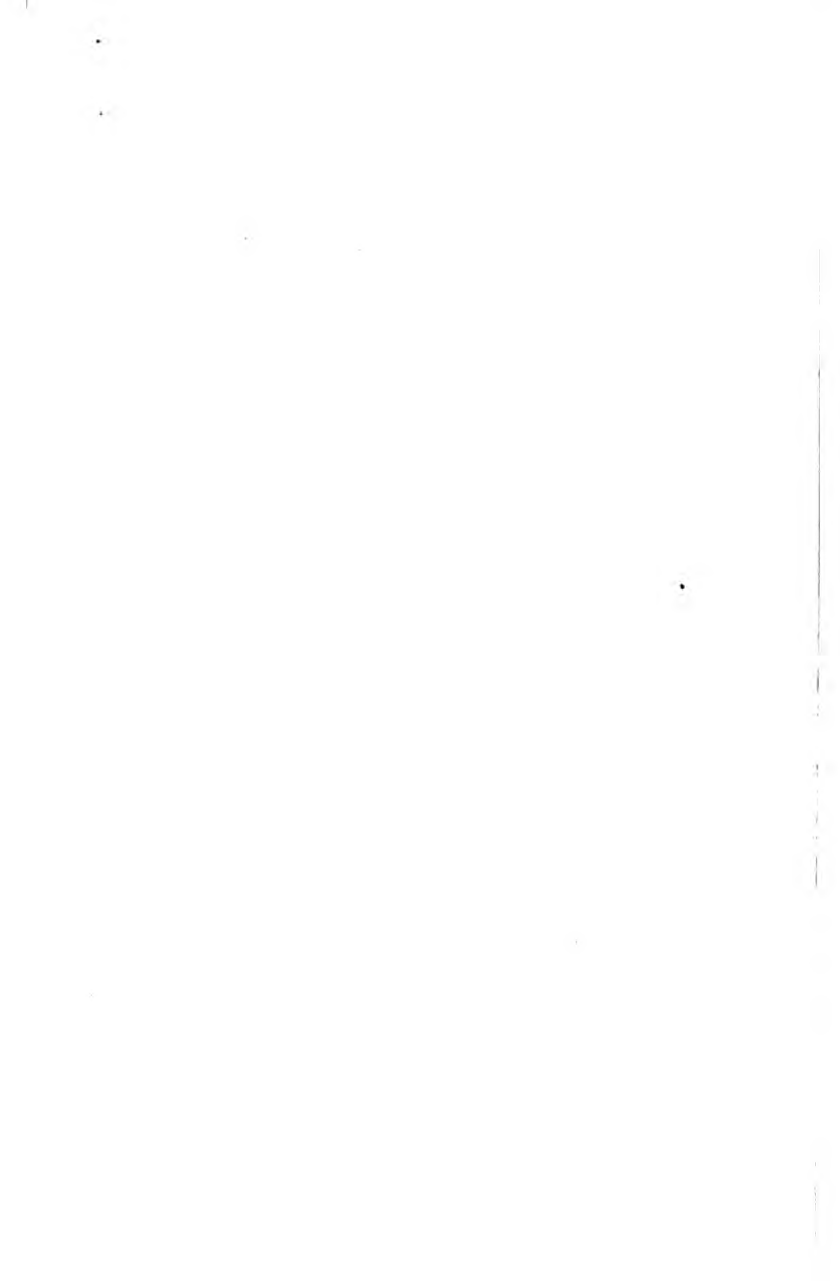
Das Glück der Liebe soll ich meiden,
Verständig der Gefahr entfliehn,
Soll tugendhaft Entsagung leiden
Und — — Nein und nein, ich liebe ihn!
Und schied er damals noch so häßlich,
Was immer er an mir verbrach,
Für alles Leid bin ich vergeßlich
Und überwinde alle Schmach.
Ich habe keinen Stolz, ich gehe
Demütig in mein Schicksal ein.
Und wenn er kommt und ich ihn sehe,
Abbé, ich weiß, dann bin ich sein.“

Wie schmerzenswilde Schreie klangen
Die letzten Worte, die sie rief.
Dann barg sie die erglühten Wangen
In beiden Händen, senkte tief.
Der Priester mühte sich im Sinnen,
Ein Wort zu finden, stark genug,
Um der Entsagung zu gewinnen
Dies Weib, das schwer an Liebe trug.
Er ahnte, was die Zukunft brächte,
Wenn dieser Bund erneuert ward,
Die vielen tauerfüllten Nächte! —
Und hätte sie ihr gern erspart.
Doch wie? Wie sollte er's beginnen?
Er fühlte sich zu ungewandt,
Aus Märchenwort ein Bild zu spinnen,
Darin ein Mene Tefel stand.

Und dennoch — — „Frau Marquise, lassen
Sie mich,“ erklärte der Abbé,
„So gut ich kann, in Worte fassen
Noch das, was ich voll Wangen seh'!
Sie brauchen nicht für wahr zu halten,
Was ich erzähle. Doch vielleicht
Belebt erfundene Gestalten



*Franz von Stuck nebst Frau auf einem Münchener
Künstlerball. Gemälde von Franz von Stuck.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.*



Ein Hauch, der auch Ihr Herz erreicht. — —
 Einst trat in einen heil'gen Hain
 Ein Mann. Er trat zum Zeitvertreib,
 Aus Neugier, Langeweile ein.
 Lustwandelnd traf er auf ein Weib.
 Es war gleich einem Heil'genschein
 Rings um ihr Haupt ein Glanz zu sehn.
 Denn sie — sie war mit gläub'gem Herzen
 Gekommen, um daselbst zu sehn,
 Es möge ihr aus Sehnsuchtschmerzen
 Erfüllung glückbesonnt erstehn.
 Das Wunderbare, Ungeahnte
 Ersuchte sie. Sie sah den Mann,
 Der sich zu ihr die Wege bahnte,
 Und sieh, da hob das Wunder an.
 Denn als ihr Blick in holder Scham
 Zum Ziel den grünen Rasen nahm,
 Da wurde sie — wie sonderbar! —
 Ein Kind, ein kleines Kind gewahr.
 Erschrocken wies sie es dem Mann
 Und beugte sich hernieder dann
 Und bettete das Mägdlein warm
 An ihrer Brust, in ihrem Arm.
 Mit Siegerlächeln trat der Mann
 Noch näher an das Weib heran;
 Er streckte seine Hand entgegen,
 Als wollt' er auf das Kind sie legen
 Und streicheln seinen zarten Leib.
 Jedoch er streichelte das Weib.
 Und dann? Aus beiden ward ein Paar,
 Weil es im Hain das Wunder fand,
 Das es so innig eng verband.
 Das Märchen wäre, Frau Marquise,
 Borbei, wär' es geblieben so.
 Und, glauben Sie, ich selber priese

Den Fund im Haine herzensfroh.
 Doch kam es anders. Denn die Kleine,
 Als Herzenspfand und Lebensband
 Von Gott geschenkt im heil'gen Haine,
 Erfuhr sodann im Alltagsland
 Ein Schicksal, das zuletzt gedieh
 Zum — — Frau Marquise, hören Sie!“
 „Ich höre.“ Die Marquise nickte.
 „Doch fürcht' ich, keine gute Fee
 Verschönt Ihr Märchen.“ Und sie blickte,
 Das Aug' verdunkelt, zum Abbé.
 Er seufzte. „Wär' es nur ein Märchen,
 So fände manches liebe Wort
 Die gute Fee für jenes Pärchen.“
 Dann fuhr er zu erzählen fort:

„Sie hütete sorgsam den Findling, sie hegte
 Und pflegte ihn zärtlicher, besser als sich;
 Und sengten die Brände des Lebens und regte
 Sturmflügend sich's eifig in Lüften und schlich
 Die drohende Horde der Leiden und Sorgen
 Ums Haus, wo das Pärchen sich heimlich befand,
 Stets ruhte das Mägdlein beim Weibe geborgen
 Und kannte nicht Bangen, nicht Sturm und nicht
 Brand.

Doch er war ein lässiger Hüter; er herzte
 Zwar gerne das Kind, wenn ihr Auge es sah.
 Doch niemals mit sorgendem Ernste; er scherzte.
 Er bangte nicht weiter, was immer geschah;
 Er scherte sich nicht um Gedeihn und Erblühen
 Der Kleinen, gefunden im heiligen Hain.
 Es währte nicht lange, da schienen voll Mähen
 Und Lasten ihm Spielen und Rosen zu sein.
 Die Kleine gedieh nicht, sie krankte und bleichte,
 Ob sorgend auch niemals das Weib von ihr wich;

Ihr fehlte die Sorgfalt des Hüters. Er reichte
Ihr niemals die Hand, und da grämte sie sich.
Das Weib, das die Kleine so völlig beseelte,
Erkannte den Grund, dem die Krankheit entsprang.
Sie sagte dem Manne es sanft; sie verhehlte
Nicht Kummer und Sorge und mahnte ihn bang.
Da aber ergrimmete der Mann, und er faßte
Das arme Geschöpfchen mit roher Gewalt
Und warf es zur Erde. Sie sah's und erblaßte,
Sie wankte und stürzte, vom Schmerze umkrallt.
Und als sie aus Ohnmacht erwachte nach Stunden
Und blickte und forschte in Angst und in Not,
Da fand sie den Mann nicht, da war er ver-
schwunden,
Doch sah sie ihr Kleinod, verblutet und tot." — —

Und Schweigen folgte schwer und lastend.
Der Priester regte ohne Laut
Die Lippen wie nach Worten tastend,
Aus denen die Veröhnung taut.
Aus dem berebten Schweigen starrte
Mit trübem Blick vergangne Schmach.
Die Frau war tief erbleicht und harrte,
Bis der Abbe von neuem sprach:
„Es trug das Schmerzdurchbehte Weib
Den allzufrüh erstarrten Leib,
Der einst ihr Alles war, ihr Glück,
Gebeugt zum heil'gen Hain zurück,
Wo es vor einem kurzen Jahr
Von ihm und ihr gefunden war.
Sie suchte Steine, die die Welt
Dem Liebesglück entgegenstellt;
Es waren viele, die sie fand.
Aus ihnen baute ihre Hand
Ein Tempelchen im heil'gen Haine.

Der Altar barg die tote Kleine,
 Mit Tränenperlen reich geschmückt,
 Den Dornenkranz ins Haar gedrückt,
 Dann schrieb das Weib noch auf die Pforte
 Mit ihrem eignen Blut die Worte:
 ‚Dies Thor bleibt offen für das Glück.
 Vielleicht lenkt es hierher den Schritt
 Und ruft ins Leben dich zurück,
 Du Liebe, die den Tod erlitt.
 Erwachst du, ist das Thor dir offen.
 Ich werde warten, werde hoffen.‘
 Ja, Hoffen hieß das letzte Wort.
 Dann schluchzte sie und wankte fort. —

Sie harrete und hoffte; die Jahre entflohn,
 Das erste, das zweite, schon waren es sieben.
 Doch nur die Erinnerung war ihr als Lohn
 Für einsames treues Gedenken geblieben.
 Schon blick unterm dunklen Entsagungsgewand
 Die Blume der Hoffnung und welkte und krankte.
 Da kam einst ein Bote gezogen ins Land,
 Gesandt von dem Mann, dem sie Leiden ver-
 dankte.

Der brachte die Kunde: ‚Ich denke noch dein,
 Was immer ich tat, ich vergehe vor Reue;
 Ich will nichts begehren als nur dein Verzeihn;
 Ich träume und fühle, du wahrtest mir Treue.
 Und kannst du die Liebe, die Tote, zurück
 Ins Leben noch rufen, so geh' sie beleben!
 Dann keh' ich dir wieder in jubelndem Glück
 Und werde sie hegen und alles ihr geben.‘ —
 Wie stürmte das Weib da zum heiligen Hain
 Und lief in den Tempel voll Jubel hinein
 Und warf vor dem Altar im Staube sich nieder
 Und weinte und weinte und lachte auch wieder!

„Du Liebe, ich trauerte lange dir nach.
Doch kam nun das Glück. Erwach', o erwach'!“

Und da geschah das Wunderbare:
Im Tempel strahlte Sonnenglanz,
Die Dornenkrone ward im Haare
Der Schlummernden zum Rosenkranz,
Die Perlen wurden Edelsteine,
Es färbte sich das Angesicht,
Und wie aus Träumen schlug die Kleine
Die Augen auf zum Tageslicht;
Es klang, wie wenn auf Glodenergen
Die Auferstehungsstunde schlägt.
Da ruhte an des Weibes Herzen
Die Glückerwedte froh bewegt.
Das Weib trug jubelnd die Erwachte
Vom Tempel und zum Hain hinaus;
Sie hielt und küßte sie und brachte
Den köstlichen Besitz nach Haus.
Und Antwort gab sie dann dem Boten:
„Ich rief, was scheintot war, zurück
Ins Leben aus dem Reich der Toten
Und wart' auf dich und auf das Glück.“
Der Bote ging. Wie eine Blinde,
Das Aug' getrübt vom Sehnsüchtstau,
Verblieb mit dem erwachten Kinde,
Des Mannes harrend, nun die Frau.
Wie eine Blinde. Sie versäumte,
Die Auferstandne anzusehn;
Statt Wahrheit sah sie das Erträumte
Vor sich in ihrem Taumel stehn.
Sie sah nicht, was in sieben Jahren
Der Toderstarrten widerfuhr,
Wie hohl und bleich die Wangen waren,
Wie tief darin die Tränenspur,

Wie von dem einen Lebensjahr
 Im kleinen Antlitz unvergeßlich
 Die Spur zurückgeblieben war
 Von dem, was schmachvoll war und häßlich.
 Da kam der Mann. Das Weib versenkte
 In seinen Arm sich glückdurchhebt
 Und stammelte berauscht: „Mir schenkte
 Der Tod zurück. Es lebt, es lebt.“
 Da sah er forschend nach dem Kinde
 Und schrie und stieß das Weib von sich.
 „Das ist es nicht. Du lügst. Ich finde
 Ein andres. Niemals hätte mich
 Erfüllt der Wunsch nach einem Kinde,
 Verzerrt, vergrämt wie dieses hier.“
 Erschrocken blickte sie. Die Binde
 Entglitt dem Aug', das Glück mit ihr.
 Für immer schied der Mann vom Weibe.
 Da trübte ihr das Leid den Sinn,
 Da stockte ihr das Herz im Leibe,
 Da sank sie selbst im Tode hin.“ — —

Er schwieg. Und das Gemach durchhallte
 Ein Schluchzen nun voll tiefstem Weh,
 Ein Ton, der sich mit Klauen krallte
 Ins Herz dem bebenden Abbé.
 Dann Stille. Nur zwei Herzen klopften,
 Wie wenn Gestein ein Hammer pocht.
 Die letzten Kerzenlichter tropften
 Verschwelend mit verzehrtem Docht.
 Ganz leise schritt zu der Marquise
 Der tieferschütterte Abbé;
 Sie segnend sagte er: „Die Krise
 Ist da. Nur weinen, tut's auch weh!
 Ich durfte Ihnen nichts ersparen
 Als Freund. Sie wissen ja genau,
 Wer jene beiden Menschen waren — —“

„D,“ unterbrach die schöne Frau,
 „Sie dachten, daß mir dunkel bliebe
 Des Märchens Sinn? Ich bin die Frau,
 Er ist der Mann, und unsre Liebe
 Ist jenes Kind; ich weiß genau.
 Ich muß ein einz'ges Wort verneinen
 In Ihrem Märchen, eines bloß:
 Sie sprachen immer von der Kleinen.
 Abbé, sie war so groß, so groß!
 Sie wuchs vom Anbeginn dem Weibe
 Hoch übers Haupt und fand nicht Raum
 Im Geiste, Herzen und im Leibe —
 Ein weltengroßer Bonnetraum.
 Mein guter Freund, ich danke Ihnen
 Für dieses Märchen. Ja, es kann
 Als Schicksalswink und Warnung dienen.
 Und es ist wahr. Ich glaube dran.
 Ich glaube dran. Und doch, wir gehen
 Auch sehend ein ins bittere Los,
 Wir Frauen. Aber uns verstehen
 Die Männer nicht, die Frauen bloß.
 Was liegt am schmerzgeweihten Leibe?
 Der Tod verwischt das schwerste Weh.
 Die Liebe aber ist im Weibe
 Unsterblich. — Gute Nacht, Abbé!“



Seelenland.

②

Von M. E. delle Grazie.

Wie zögernd griff er nach Hut und Stock; ließ einen letzten Blick über das Buch gehen, das er nur ungern aus der Hand gelegt — einen fast befremdeten über die Stube, in der er nun schon so lange hauste und sann — immer allein, seit sie ihm sein Weib hinausgetragen ...

„Wie lange noch,“ dachte er, „und sie tragen auch mich da hinaus, und in irgendeiner Mietzkaserne greift einer meiner letzten Freunde nach Hut und Stock, um hinter meinem Sarg herzuschreiten, wie ich jetzt hinter dem eines anderen.“

Und doch war er noch nicht alt, stand noch lange nicht in der Reihe derer, die nur mehr von heute auf morgen leben. Woher ihm diese Müdigkeit kam, diese Gleichgültigkeit gegen alles an die Seele schlich? Er wußte es selbst nicht. Aber so oft er den Blick durch die Stuben gehen ließ, die einst von ihrem hellen Lachen erklingen, über die weichen, bunten Teppiche, die der Saum ihres Kleides gestreift, hatte er diese Empfindung eines überlebten, unnützen Daseins. Man ging eben so mit, weil es sein mußte ... Vom Tag zum Abend, vom Abend zum Morgen. Alles andere war Legende geworden.

Und doch war er gerade hier einmal so glücklich gewesen. In diesem weichen, warmen Nest, dem stetigen Einerlei endlich sorglos gewordener Tage. Noch entsann er sich der Freude, mit der sie jedes Stück des neuen Hausrates ausgesucht. Und ihr Einzug war wie ein zweites Hochzeitsfest gewesen. Nichts Altes, Verbrauchtes. So recht fühlen wollten sie, wie leicht und frei zuletzt ihr Leben geworden. An jedem der Fenster hatten damals Blumen geblüht. Die letzten hatte er mit eigener Hand auf ihr

Herz gelegt. Krokus und Narzissen. Sie hatte sich selbst Jahr um Jahr den bunten Flor gezogen, dem Frühling entgegen. Seitdem mochte er keine mehr sehen. Auch das hatte sie für immer hinabgenommen. Bilder und Möbel und Büsten und Bücher hingen und standen freilich noch auf den alten Plätzen. Mit keiner Haut hatte er daran gerührt. Das hatte sie so gewollt, ihr hatte es so behagt — punktum. Solte er sich ein Buch aus dem Schrank, wurde es um keine Linie weiter zurückgestellt. Auf ihrem Schreibtisch lagen noch die letzten Briefe, die sie mit dem zierlichen Papiermesser geöffnet. Wie ein Argus wachte er, daß jeder liegen blieb, wie sie ihn hingelegt. Mancher war unbeantwortet geblieben, er wußte es. Aber auf ihrem Schreibtisch war alles zurechtgerückt. Jeden Augenblick hätte sie kommen und sich daran niedersetzen können, wie einst.

Die Uhren freilich standen nicht still. Die wollten reguliert und aufgezogen werden, tikteten mechanisch weiter, maßen die Sekunden und Minuten und Stunden der Tage, die weitergingen ohne sie. Aus den Tagen aber waren Wochen und Monde und Jahre geworden. Wirklich? Er merkte es kaum. Denn er hatte nicht gelebt, diese Tage und Monde und Jahre. Und zuweilen, wenn sich die Dämmerung der frühen Herbstabende grau und beängstigend in die Stuben hineinspann, schien es ihm, als lebe er überhaupt nicht mehr. Was ihm das Leben lieb gemacht und täglich neu, das war gewesen. Und die große, graue Riesenspinne, die draußen die allmählich erstarrende Natur umwob, spann ihn in das allgemeine Sterben hinein. Fast wie eine Sünde erschien es ihm zuweilen, daß er noch da war, müd und teilnahmslos und automatenhaft; wie er nun durchs Leben ging. Deutlich fühlte er aber, daß ihm in dieser langsamen Erstarrung auch etwas Heiliges und Unwiederbringliches untergegangen war, und gerade das, was er am ängstlichsten gehütet: sein — Schmerz! All seine Türen hatte er vor dem zudringlichen Leben verriegelt, nur um dieses eine Gefühl zu hüten. Und sieh': er selbst hatte es zwischen seinen vier stillen Wänden zu Tode gelebt ... er selbst! Er verachtete sich dafür, aber — es

war so und blieb so. Und das war es wohl, was die Menschen alt werden nennen . . .

Vor dem Tore stand der Wagen. Er stieg ein, gab das Ziel der Fahrt an. Auf den Straßen lag noch der zerronnene Schnee der letzten Wintertage, aber vom Firmament lächelte schon der Frühling. Wie ein Schauer seines Nahens ging es durch die Luft, die etwas Seidiges hatte, und einen Duft, der wie von ferne her kam. Als hätte sich, allen unsichtbar, die Pforte eines verschlossenen Gartens geöffnet, der hoch, hoch zwischen Himmel und Erde hing, jeden Augenblick bereit, die Fülle seiner Blüten über die Menschen zu streuen, die so ahnungsvoll und festlich durch die Straßen dahingingen. Krokus und Narzissen . . . Ja, es war die Zeit!

Er schloß die Augen, um sich jenen dunkelsten Tag seines Lebens wieder in Erinnerung zu rufen. Aber es wurde nur ein grauer, unbestimmter Dämmer — sein Herz schlug mechanisch weiter, wie daheim die Uhren. Zu Tode gehezt, auch das. Auch der Tote, zu dem er fuhr. Der war doch einmal jung mit ihm gewesen.

Jung! „Kaufen Sie einen Kranz!“ hatte er seinem Dienstmädchen aufgetragen. Da hing er, über der Laterne des Wagens. Krokus und Narzissen, wie damals. Nun erst bemerkte er's. Doch sein Herz brachte wieder nichts auf, als dieses dumpfe Weh der Gewißheit, daß man nun an einer Wende des Lebens stand, in der jeder Tag einen Verlust brachte. Man gewöhnte sich daran. Und vielleicht war es so am besten.

Der Stadtteil, in dem sein Freund zuletzt gewohnt, war ihm wohl bekannt. Er selbst hatte den größten Teil seiner Jugend dort verlebt. Nun freilich waren die schon damals uralten Straßen- und Häuserzüge gewiß von Grund aus umgebaut. Er selbst hatte fast zwei Jahrzehnte lang keinen Fuß dahingesetzt. Und wie er nun so dahinfuhr, freute es ihn fast. „Wenn du jetzt diesen Teil der Leopoldstadt sehn würdest!“ hatte der nun Verstorbene oft gesagt. Vielleicht gerade in der Absicht, ihn auf diese Weise einmal heranzutreiben. Aber gerade diese Andeutung hatte ihn erst recht ferne gehalten. Er war so gar nicht neugierig, einen stei-

nernen Friedhof zu sehen, wo einmal die Gärten seiner Jugend geblüht. Nun geschah es doch. „Wieviel man den Toten zuliebe tut!“ dachte er. „So ganz ohne Sinn! Der Lebende hätte sich darüber noch freuen können!“ Er lehnte sich tiefer in den Wagen zurück. Die Sonne sah ihm so zudringlich ins Gesicht. Aber sein Blick ging unbewußt hinaus, den Straßen nach.

Plötzlich war ihm, als röche er Schneeglöckchen, diesen ganz feinen, ganz eigenen Duft zwischen Halmgeruch und Blüte, der eigentlich noch kein rechter Blumenduft ist, mehr ein leiser, keuscher Atemzug des Frühlings. „Täuschung!“ sagte er sich. Aber ihm wurde ganz seltsam wohl dabei — leicht, fast fröhlich, und, wie von einem innersten Drang gelenkt, stieß er das Fenster herab, um diesen Frühlingsatem hereinzulassen und zu sehen, wo man denn eigentlich wäre.

Ja! Dort ragten die Wipfel des Augartens ins Blau, und die Gasse, die alte Gasse, in die er da rechts hineinsah, die grüßte ihn wie einst. Jedes Haus stand noch an seinem Platz. Das waren der Weg und die Steine und die Treppen, an denen er noch seine Bubenstiefel abgetreten, diese Stiefel, die ohnedies immer so dünne Sohlen hatten. Er war — arm gewesen . . .

Etwas Warmes glitt über seine Wange — fiel auf die Finger, die den schwarzen Handschuh festhielten. Wirklich? Er konnte noch weinen! Ihm geschah, wie bei einem Wunder. Mit einem Ruck fuhr sein Kopf zum Fenster hinaus. „Wenn Sie mich von der Kirche zurückführen, Kutsher, wieder hier vorüber!“ befahl er. Der Mann nickte, schüttelte aber für sich etwas befremdet das Haupt. Er hatte gedacht, daß sich die Fahrt bis nach dem Friedhof erstrecken würde.

Wieder flogen die Häuser vorüber. Nun waren es wirklich fremde Straßen. Aber da und dort tat sich noch ein Ausblick auf, der dem Einsamen war, wie ein ferner Gruß aus der Jugend. Und als der Wagen vor der Kirche hielt, sah er wie in einem Traum um sich. Selbst die uralte Schule stand noch, und zwischen ihr und dem Pfarrhaus wölbte sich der gelbe Schwibbogen, durch den er jahrelang

hier aus- und eingegangen war, die Schultasche auf dem Rücken, die Augen groß von der Erwartung, was man wohl wieder zu hören bekommen werde? Er lernte so gerne, und die Welt war ihm noch so neu, lag vor ihm, blitzblank, wie ein eben aufgeschlagenes Bilderbuch.

Aber seinem Haupt begannen die Glocken zu dröhnen. Läuteten sie wirklich den feierlichen Pomp des Todes ein? Ihm schien, als riefen sie ihn aufs neue ins Leben zurück, mit Stimmen, deren Gewalt aus einer Welt kam, die Gott soeben geschaffen, schön, leuchtend, blühend wie am ersten Tage — seine Jugend! Und doch war auch etwas vom Tode dabei. Etwas, das wie eine verschleierte Wehmut neben all dem Glanz einherging, der sich plötzlich in seiner Seele auftrat — still, feierlich, geheimnisvoll winkend und rufend. ‚Wie geschieht mir?‘ sann er, aber er hütete sich daran zu rühren. Nur eins fühlte er: daß das Leben aufs neue in ihm auferstanden war, wie eine fühlbare Macht an ihm rüttelte: ‚Sieh mich noch einmal an ... aber mit einem ernsteren Blick — mit reinerer Seele.‘

Und dann war er in der Kirche.

Langsam füllten sich die Sitzreihen vor ihm. Der Mesner erschien und zündete die Kerzen an. Vom Chore her klang ein leise gegriffener Orgelakkord, schwoh an, verhallte wieder. Ruhig und feierlich standen die brennenden Wachskerzen um das Tabernakel. Das hatte er so oft gesehen als Kind, und nie hatte es damals seine Wirkung verfehlt. Nun war ihm fast, als müßte er ersticken. So dürftig, so beängstigend erschien ihm diese Enge gegen die Welt, die sich in seiner Seele aufs neue zum Licht emporrang. Was wollte er nur hier? Ja so, das Leichenbegängnis.

Die Glocken dröhnten noch immer fort.

‚Könnst‘ ich sie draußen hören,‘ dachte er. Wie an seinem Hochzeitstag wurde ihm zumute.

Endlich fuhren die Wagen vor. Die Priester traten aus der Sakristei und schritten dem Sarg entgegen. Dort schwanke er heran ... vor ihm her glänzte hoch und still das schwebende Kreuz auf.

Auf dem Bahrtuch lagen die Kränze. Vielleicht auch seiner — er wußte es nicht. Aber ob auch der Weihrauch

in dichten Wolken emporwirbelte und hundert und hundert Blumenkelche ihre sterbende Seele hingaben, für ihn noch die ganze Kirche nach Schneeglöckchen. Nicht den kerzenflimmernden Altar sah er, noch den Sarg und das schwarze Bahrtuch ... Nur die fernen Wipfel des Gartens, aus dem ihm jener Duft wieder an die Seele geweht, der reine, ferne Duft der Jugend.

Wie erstaunt ging sein Blick umher. Ob den andern auch so geschah? Aber nein ... die standen — still, steif, ernst. Da und dort wischte sich einer die Augen. Warum taten sie bloß so? Er wußte es ja doch, fühlte es plötzlich, wie eine seligste Gewißheit: einmal, eh' er starb, kam zu jedem noch einmal das Leben, rein, schön, mächtig wachend und rufend. Auch zu dem, der dort unter dem schwarzen Bahrtuch lag, war es noch einmal gekommen, und plötzlich wußte er auch, wann dies geschehen war. „Wenn du jetzt diese Straßen sehn könntest!“ hatte der Freund damals zu ihm gesagt. Und er war ferne geblieben — hatte ihn nicht verstanden ... Nun wußte er's!

Wie durch einen Nebelschleier sah er den Sarg wieder an sich vorbeischwanken. Wie in einem Traum ging er eine Weile hinterher. Ob er nicht doch mit nach dem Friedhof sollte? Plötzlich gab es ihm einen Ruck: die alte Gasse ... der Augarten!

„Wenn du sie jetzt sehn könntest!“ Ihm war, als sei der Tote lebendig geworden — rief es ihm selbst zu, mit der alten, lieben Stimme. „Ich geh', ich geh',“ nickte er dem Sarg zu. Seinen Kutscher entließ er. Wozu den Fremden bei einem Gang, der ihm wie eine Wallfahrt war. Und er ging: an der Schule vorüber, durch den Schwibbogen, links die Straße hinauf. Nun kam ein Platz, und wenn er da gleich rechts einbog, hatte er das Haus vor sich — das alte Haus in der alten, hallenden Gasse.

Die Leute gingen an ihm vorüber; er sah sie kaum. Was hatte er mit diesen Menschen gemein? Selbst die Luft, die er atmete, schien ihm eine andre.

„An der Ecke hat immer das Werkel gespielt,“ dachte er. „Auf der Treppe dort ist immer der große graue Kater gefressen und hat mich angeschaut.“ Und da ... Sollte er

hineingehen? Er stand vor dem Hause. Ein Schauer lief ihm über die Glieder. Wie in einen Abgrund starrte er in den dunklen Torflur hinein — entsetzt und doch auch voll heimlichster Sehnsucht. Hier hatte er aus- und eingetragen, was einmal sein war: Kinderlust und Lebensneugierde. Das halbe Wissen des Reisenden und die ganze große Torheit des Sehnenenden. Wieviel brachte er zurück von dem allen? Da war nur ein Portal und ein Mensch davor. Aber er wagte sich nicht hinein! Er würde nie mehr über diese Stufen kommen, nie mehr. Während er aber so stand, fühlte er, wie ein lebenschwelliger Hauch zu ihm herüberwehte, als ströme das alte Gemäuer aus geheimnisvollen Fugen ihm einen Teil der Kräfte zurück, die er verspielt und verloren. Weit, weit draußen. Hier — stand er wieder am Ufer.

Er war nur ein armer Junge gewesen und hatte sich oft hungrig zu Bette gelegt. Und doch hatte er damals lachen können! Der Zwanziger fiel ihm ein, den er hier einmal im Kinnstein verloren. Gott — hatte es damals Schläge gegeben! Und er hatte geweint, geweint ... Wie reich mußte die Kindesseele sein, daß sie sich so hingeben konnte — so maßlos, so fraglos, in Leid und Freud. Nun war ihm, als wehe ihm wieder eine Ahnung davon an die Seele, rein, frisch, keusch ... Schneeglöckchenduft!

Langsam schritt er dem Augarten entgegen. Als er aber so den Weg entlang ging, der zwischen den geschneitten Hecken zum Eingang führt, sah er plötzlich wie suchend um sich und — ‚wo bist du?‘ schluchzte es leise in seinem Herzen, quoll ihm in die Augen empor. Zwei heiße Tränen — eine einzige Sehnsucht. Hier war es ja, wo er ihr so oft begegnet, wo sich ihre Straßen so lang gekreuzt, bis sie eines Tages Hand in Hand denselben Weg gingen, weiter und weiter — ins Leben hinein.

‚Wohin soll ich jetzt?‘ dachte er und blieb stehen. Doch, er wußte es! Wenn er die Straße links hinanschritt, immer der Donau entgegen und zuletzt über die Brücke ging und dann wieder die Donau entlang — kam er in das Haus, in dem ihr erstes, junges Glück geblüht. Warm, innig, sonnenäugig, wenn auch noch lange nicht sorglos ...

Es wurde Abend, bis er hinkam. Der Mond glitt aus den Wolken und warf seinen Schimmer in silbernen Ringen zwischen die Donauwellen. Scharf und klar wuchsen die statuengeschmückten Säulen der Brücke ins Licht. Und dort — dort blinkten die Fenster her, an denen sie um diese Stunde gestanden und plaudernd, träumend in den sinkenden Abend hinausgeschaut. Wo war das alles hingekommen? Wo war der reizende Strom, der mitten durchs Leben hindurchging und alles mit sich hinabtrug — unwiederbringlich? Alles? Aber stand er nicht da —, die Seele geschwellt vom Atem der Jugend — und sah zu denselben Sternen empor, wie einst mit ihr? Sein Schmerz hatte die Seele totgeschlagen — die Sehnsucht legte sie wieder in seine Arme — stumm, feierlich, wie in einer geheimnisvollen Brautnacht.

Wie verzaubert schritt er näher, immer näher. Ein weißer Zettel hing an dem Tor des Hauses — wie damals. „Wohnung zu vermieten“ ... Wie ein Bräutigam flog er die Stufen empor. Als er wieder aus dem Hause trat, lag ein seltsamer Glanz auf seinen Zügen. Hier würde er wieder wohnen. Hier!

Wie herrlich doch das Leben war — wie voll der Wunder! Alt und verdrossen hatte er ein Heim verlassen, das mit ihm von Tag zu Tag älter wurde und grauer. Einem Friedhof glaubte er entgegenzufahren und fand sich plötzlich mitten in den blühenden Gärten seiner Jugend.

„Wohin jetzt?“ fragte er sich. Aber freilich, für ein paar Tage mußte er noch einmal dorthin, wo er bis heute zu Hause gewesen. Zu Hause zwischen Einsamkeit und Stumpfheit.

Nur ...

Und wieder hatte er die Empfindung wie dort, vor der Kirche, während die tiefen Stimmen der Glocken wie rufend über ihn hingingen. Es war doch nicht allein des Lebens Reichthum, was ihm so plötzlich die Seele füllte. Etwas davon gehörte auch dem Tode. Aber was? „Nicht daran rühren!“ dachte er. „Nicht daran rühren.“ Still, geheimnisvoll und verschleiert ging es neben ihm her.

„Nun möcht' ich nur noch träumen können von dem

allen,' wünschte er sich, als er endlich daheim war und zu Bette ging. Darüber schlief er ein.

Eine ganze Weile später war ihm, als wache er auf. Der Mond stand in seiner Stube und sah ihm gerade ins Gesicht — ihm selbst aber war, er stünde am Fenster und sähe in den Strom hinaus, der unter ihm vorüberzog — groß, still, feierlich, da und dort von den blauen Silberringen des Mondes durchglänzt: die Donau und doch auch wieder nicht die Donau.

„Seltsam,“ dachte er ... Und nach einer Weile ... „Wohin' ich denn schon dort?“ Und sein Blick ging durch die Stube, groß, fragend, und zuletzt nach der Türe. Die öffnete sich — immer weiter, immer weiter. Erst stahl es sich wie ein weißer Mondstrahl durch den Spalt, aber zuletzt stand eine stille Gestalt auf der Schwelle — bleich, schön, leuchtend — und sah ihn an: sein Weib!

„Komm!“ sprach sie leise.

Und sie nahm seine Hand und schritt mit ihm hinab dem Strom zu, der mitten durchs Leben geht und alles und alle hinabträgt. Unwiederbringlich ...

Er durfte nicht mehr leben in den Gärten seiner Jugend, aber — er ist darin gestorben.

Im Nachen.

Von Adolf Holst.

Es streifte unser Nachen hart die Uferränder,
Als singend unterm Brückenbogen wir gefahren.
Hoch oben stand ein Mädchen, blaß, in losen Haaren,
Das streute Rosen lässig nieder vom Geländer,
Und alle sanken duftend in die Flut.
Nur eine rührte Deinen hellen Hut;
Dort blieb sie hängen wie ein klarer Tropfen Blut.
Und jeder lächelte, der solches Wunder sah;
Du selber freutest Dich der süßen Sommerbürde.
Ich aber wußte, daß der bittere Schnitter nah,
Der Deine Rosenschönheit sichelnd ernten würde.
Denn er liebt Rosen, junge, die das Herz berücken,
Die finstre Trauerpforte sich damit zu schmücken.



Vanitas. Gemälde von Albert Lang.

Die Geisha.

Von Dr. Fritz Wertheimer.

Geisha! Der Name schon bedeutet fast ein Programm, das Programm derjenigen, die Japan flüchtig nach ein paar begeisterten Berichten oberflächlicher Globetrotter oder nur nach den Phantasien einbildungsfähiger Feuilletonisten beurteilen. Pierre Loti, der lustige, lose, dem man das wetterrauhe Handwerk des Schiffskapitäns so gar nicht anmerkt, Cascadio Searn, der schwermütig-philosophische, der nur Schönheit sieht und sehen will und der Wirklichkeit bewußt aus dem Wege geht, weil sie seinen Schönheitsinn nicht befriedigt, und alle die andern tauchen auf, die ein Japan sehen wollen, warm, lebensfroh und lustig, mit Kirschblütenfesten und Lampionnächten, Chrysanthemumtänzen und schaukelnden Booten, die auf leise plätschernden Wellen dahingleiten. Sie sind mit Geishas gefüllt, jenen duftigen, herzigen, ewig lächelnden und kindlich-naiven Kimonogestalten, die wie Schmetterlinge von Blume zu Blume schweben. Das war das Bild von Japan, das man erstaunt wieder betrachtet hat, als dieses Wundergebilde plötzlich Schlachten schlug und Kriege gewann. Da kam ein jäher Rückschlag, und man begann sich etwas mehr mit der Wirklichkeit zu beschäftigen, weil die Politik Klarheit und Wahrheit verlangte. Aber alles wollte man vom früheren Zauberbilde doch nicht aufgeben. Hatte auch die Wirtschaftspolitik mit rauher Hand viele Schönheitsideale zerstört, so glaubte man um so begeisterter an die Geisha und ihre poetische Existenz. Des „Mikado“ und der „Geisha“ lockende Tanzweisen fanden begeisterte Zuhörer, und der „Madame Butterfly“ unglücklich Geishageschick vervollständigt neuerdings das Bild, weil ja ein bißchen

Schwermütigkeit sich immer ganz gut zur Schönheit macht.

So kommt es, daß wir außer ein paar feuilletonistischen Erwähnungen des Geishalebens, außer ein paar flüchtigen Skizzen, keine wirkliche Darstellung des Lebens und der Rolle der Geisha im japanischen Staate besitzen. Die Geisha hat noch nicht ihren Historiker gefunden, und nicht einmal in Japan selbst, wo man doch ihr Wesen und ihr Wirken genau kennt, existiert eine Schrift, die uns Nicht-japanern einigen Aufschluß gewähren könnte. So sind wir auf mündliche Erzählungen angewiesen, die deshalb um so schwerer zu erlangen und um so unsicherer sind, weil die Institution der Geisha in dem Übergangsprozeß vom alten Japan ins neue Japan sich stark verschiebt. Das alte Japan war ein in sich geschlossenes und nach außen hin gegen fremde Einflüsse fest verbarricadiertes Land mit eigener Kultur und eigenen Sitten. Europäische Expansionsucht und wirtschaftlicher Erschließungsdrang erzwangen die Öffnung des Landes. Da erkannten die Japaner, geblendet von dem reichen Auftreten der Fremden, den Wert abendländischer Technik und westlicher Zivilisation. Und nun beginnen ein Überbordwerfen des Alten und ein kritisches Anhäufen des Neuen, das seinesgleichen nicht in der Geschichte hat. Man nennt das die japanische Assimilationsperiode. Noch ist die Besinnung nicht zurückgekehrt, noch hat man nicht erkannt, daß diese Hast verderblich sein muß, weil sie die an sich mögliche Vereinigung des Alten mit dem Neuen ausschließt. Immerhin aber wurzeln einzelne Dinge so tief im Volksleben, daß sie auch diesen Ausräucherungsprozeß überdauerten oder in geschickter Anpassungsfähigkeit sich modernisierten. So die Institution der Geishas. Freilich auch ihr hat die neue Zeit böß mitgespielt, und ihre Existenz ist nur noch ein Schatten früherer Macht und Herrlichkeit. Die heutige Halbheit der Dinge, die alles in Japan charakterisiert, ist auch das Auffallende an seinem Geishawesen. Die Änderungen der Moderne treten natürlich da am klarsten zutage, wo Japan fremden Einflüssen am zugänglichsten war, in den Haupt- und Hafenstädten, also da, wo meist die



Geisha in Frisur mit Blumen
und Seidentordel.



Geisha mit Kimono, Obi, Obi-
dome, Obidage und Eri.



Das Rauchzeug einer Geisha.



Geishas, auf kleinen Nackenpolstern schlafend, um die Frisur zu schonen.



Visitenkarten einer Geisha in natürlicher Größe.

Kategorie der Globetrotter ihre Studien zu treiben pfllegt. Was hier als Geishas uns entgegentritt, hat meistens allerdings nur noch den Namen und benutzt ihn als Aushängeschild für eine Prostitution schlimmster Sorte, die mit der aller anderen Hafenstädte jede Konkurrenz aufnehmen kann.

Die Geisha der früheren Zeit war Künstlerin. Das ist ihr hervorstechendstes Merkmal. Wie wir in das Konzert gehen, um berühmte Deklamatoren oder Sängerinnen zu hören, so ging der Japaner ins Teehaus, um diesen Genuß zu haben. Ohne Geishas war ein Teehaus undenkbar. Wenn man sich Gäste ins Teehaus einlud, wenn man zu politischen oder geschäftlichen Besprechungen da zusammentam, immer bildeten den Beschluß des Mahles Tänze und Geisha-Gesänge. Damals bezahlte man dann noch die Geisha mit etwa fünfundzwanzig Pfennigen für jede Weihrauchkerze, die während der Zeit ihres Auftretens abgebrannt wurde, höchstens daß man ihr persönlich für den Genuß noch eine Zugabe schenkte. Da war die Geisha als Künstlerin auch noch geehrt und geachtet. Sie kam, tanzte, sang, plauderte und verschwand, sie erheiterte die stundenlangen Mahle und verschönte die Feste und war ganz der harmlose, leichte Schmetterling, der zwischen den Gruppen der ernstesten Männer gaukelte und schaukelte, die Sorgen verschleichend und die Wolken bannend. Man hatte sie gerne, man kannte sie, wie auch sie alle bedeutenderen Männer kannte.

Allein so ganz harmlos war die Sache doch wieder auch nicht. Die Geishainstitution mußte ihrem ganzen Wesen nach dazu führen, daß ihr ein großer politischer Einfluß zukam. Das alte Japan kannte außer den Teehäusern keine öffentlichen Gebäude, selbst das Japan unsrer Tage hat ja erst Anfänge in dieser Richtung aufzuweisen. Auch heute noch lädt der große Staatsmann seine Freunde zur Besprechung ins Teehaus, werden die größten und folgenschwersten Staatsgeschäfte, die wichtigsten Millionenprojekte der Kaufherren, im Teehause erledigt. Im alten Japan war das Teehaus der Sammelplatz der Intelligenz, der Gleichgesinnten jeglichen Standes und Berufes, der Tummelplatz der politischen Strömungen und Gegenströ-

mungen. Das Teehaus ist aber ohne Geisha undenkbar, und so erscheint sie nach dem Abendmahle und trägt ihre Lieder vor, tanzt ihre Tänze, kredenzt die Sakechale und plaudert. Der warme Wein löst die Zungen, es bilden sich Gruppen, die Gespräche werden freier, und die Geisha wird Zeugin vieler Dinge, Mitwisserin von Geheimnissen, die staatsumwälzend werden können. Dazu kommen Liebesverhältnisse. Die Geisha ist jung, hübsch, hat die beste und feinste Erziehung genossen, die ein junges Mädchen in Japan genießen konnte, sie weiß ihre Gefühle zu beherrschen und zu gebrauchen. Sie hat junge und alte, feurige und ruhigere Männer vor sich, denen allen ein tiefes Gefühl für Schönheit der Bewegungen und der Formen eigen ist. Die Geisha entzückt sie alle. Aber sie steht über den Dingen, sie läßt sich anbeten ohne ihr Herz zu verlieren, und erwidert nur selten die Gefühle ihrer Freier. Daraus entwickelt sich langsam die politische Rolle. Man weiß, daß eine Geisha von einem berühmten Staatsmanne verehrt wird, den man gerne zu irgendeinem Zwecke kennen lernen möchte. Dann wendet man sich an die Geisha und sucht um ihre Vermittlung nach, und beim nächsten Teehausabend knüpft sie unmerklich die Fäden einer späteren Bekanntschaft. Von ihrem Takt und ihrem Geschick hängt viel ab, ihr guter Wille zur Sache entscheidet. Der große Staatsmann gewährt in der Weinlaune der an diesem Abend besonders liebenswürdigen Geisha mit Freuden und vollen Händen. Vielleicht weiß sie es auch so einzurichten, daß ein Lauscher an der Wand Gespräche hören kann, die für ihn wichtig sind. Der Geisha kommt zugute, daß sie eben eine hochstehende Künstlerin ist, Ministern und Fürsten durch ihre Kunst ebenbürtig geworden. Sie hilft dem armen Samurai aus Not und finanzieller Bedrängnis, sie unterstützt ideell und finanziell Männer und Bewegungen. Ein bedeutsames Beispiel darf erwähnt werden: In der Restaurationszeit wollte ein junger Staatsmann die europäische Zivilisation einführen; er stieß auf heftigen Widerstand des Shogunats, das ihn mit Attentätern umgab. Sie drangen ins Teehaus, als er sich gerade bei seiner Geisha befand. Rasch entschlossen verbarg



Geisha. Nach einer Photographie.



Geisha beim Obibinden.

sie ihn im Feuerraum unter dem Fußboden, und den Eindringenden bot sich das Bild einer ahnungslosen Frau, die sich gerade anstaltete, ins Bad zu gehen. Beschämt zogen sie ab. Der Staatsmann war Japans größter und erfolgreichster, der jüngst ermordete Fürst Ito, und die Geisha war seine spätere Frau Kikumatsu, der jetzt der Kaiser und die höchsten Personen ihr Beileid ausdrückten. Wir haben viele Beispiele dafür, daß hochstehende Personen Geishas zur Frau haben. Das war einst möglich, solange die Geishas Künstlerinnen waren. Des bekannten Marquis Yamagata Frau war eine Geisha; des jetzigen Ministerpräsidenten Katsura Mutter ist eine Geisha, und diese Damen verkehrten am Hofe und waren allgemein geschätzt.

Diese alte Stelle der auch politisch einflußreichen Künstlerin hat die Geisha von heute verloren. Wohl trifft man noch auf dem Lande und in kleineren Provinzstädten reine Künstlerinnen, die in Gebärdenpiel und Bewegungen, in Gesang und Tanz die hohe Ausbildung früherer Zeiten haben, die auch noch geschätzt und verehrt werden und ihren kleinen Zöglingen ihre Kunst zu vererben sich bemühen. Aber sie sind Ausnahmen. Die Regel ist heute das junge Mädchen mit dem hübschen Gesicht, den hübschen Kleidern und dem guten Benehmen. Der Gesang und die Kunst sind Nebensache geworden. Ein niedliches Lärwöckchen genügt, ein bißchen Singen und Tanzen. Wohl verstanden, dieses „bißchen“ ist immerhin noch eine ganze Menge, der Tanz und Gesang sind schwer und erfordern jahrelanges Studium. Aber es ist kein Vergleich mehr zu früher. Damit hängt es eng zusammen, daß auch der Luxus bei den Geishas immer mehr zugenommen hat, daß es heute als unschicklich gilt, wie früher zu Fuß zu gehen, daß die früher einfache und nette Kleidung heute feinen Geweben, teuren Parfüms, Ringen und kostbarem Geschmeide weichen mußte. Heute soll die Geisha dem Teehaus nur noch Gäste anlocken, ist ihr auch mehr oder minder erlaubt, Liebesverhältnisse anzuknüpfen, und an manchen Stellen ist sie schon ganz die große Kokotte geworden, die in hübscheren und äußerlich harmloseren Formen die Rolle spielt, die ihre

Kolleginnen in Paris oder Berlin in anderen Gewändern und mit anderen Mitteln auch spielen. Auch hier werden Hunderte ausgegeben, um einer kleinen Geisha zu gefallen, auch hier gibt es junge Lebemänner, die ihr eigenes und fremdes Geld an einen einzigen Gürtel für die Geliebte hängen, auch hier richtet diese Dame Existenzen zugrunde, und spielt mit Geldscheinen und Menschenleben.

Der Typ der reinen Geisha ist seltener geworden. So kommt es, daß der Durchschnitt der Geishas auch jünger ist. Früher wurde die Geisha erst berühmt in ihrem dreißigsten oder fünfunddreißigsten Lebensjahr, wenn sie im Vollbesitz und auf der Höhe ihrer künstlerischen Kraft war, jetzt ist sie es mit fünfundzwanzig Jahren, wenn sie im Vollbesitz ihrer Schönheit ist. Früher kam die Geisha als Künstlerin, wohl blieb sie auch zum Gelage und wurde mit lustig und heiter, aber sie stand immer über dem Trubel eines japanischen Banketts, das so still-feierlich beginnt und so lärmend-lustig endet. Die heutige Geisha steht nicht nur in diesem Treiben, sie ist sogar der Mittelpunkt. Ihr Singen und Tanzen ist fast nur noch ein Übergang, wie wenn man auch noch der alten Sitte ein wenig gerecht werden wollte. Das Scherzen und Kosen nachher ist die Hauptsache. Die Geisha entwickelt dabei staunenswerte Fertigkeiten, sie kann es an Gewandtheit mit der besten Dame von Welt des Abendlandes aufnehmen. Sie ist stets heiter, stets mutwillig und neckisch und schwirrt zwischen den Gästen wie ein bunter Falter umher. Aber nirgends wird der Verkehr mit den Gästen plump und aufdringlich, weil ein wenig von der früheren Hoheit und dem Überden-Dingen-Stehen auch die heutige Geisha sich noch bewahrt hat. Besonders die jüngeren Geisha-Elvinnen, niedliche, spielerische Kinder, bilden das Entzücken der Gäste, wenn die ältere Lehrerin die Kleinen mitbringt, um ihnen Gelegenheit zum Auftreten zu geben. Ist der Tanz absolviert und das dünne Stimmchen verklungen, dann toben diese kleinen Engelchen oder Teufelchen lustig zwischen den Erwachsenen umher und spielen und necken sich mit den Männern. Man kann über die Behendigkeit dieser kleinen Dinger staunen. Sie gießen schon den Sake in die flachen



Мультируде Геифас.



Spaziergang im Garten.

Schälchen, ohne einen Tropfen zu vergießen, und sie kennen Dugende verschiedener Spiele. So lieben sie insbesondere Ballspiele und dann das Ken in seinen verschiedensten Variationen, wo man die Handflächen in steigender Geschwindigkeit aneinanderschlägt oder sich mit den Daumen hascht und andere Scherze treibt. Selten bleibt die Geisha in solchem Spiele nicht Sieger, denn schon in frühester Jugend ist auch das Spiel für sie ein Unterrichtsgegenstand. Das Verhältnis der kleinen Schülerin zur Lehrerin ist, soweit der Außenstehende das beurteilen kann, meist außerordentlich herzlich und gut. Die Liebe zu Kindern ist ja jedem Japaner angeboren. Aber trotz der besten Behandlung ist dieses ewige Leben des Vergnügens in Wirklichkeit doch nur ein Leben ohne allzu viele Freude. Für die große und für die kleine Geisha. Die Geisha ist nie Herrin ihrer Zeit, sie muß zu jeder Stunde, da es das Teehaus erheischt, kommen, will sie ihre Kunden nicht verlieren, und bei der ewigen Pflicht, heiter zu sein, wird ihr das Lächeln und die erzwungene Fröhlichkeit bald zur Larve, hinter der sie ihre Freudlosigkeit verbirgt. Das Leben bietet ihr wohl äußerlich Vergnügen und Anerkennung, Liebhaber und schöne Gewänder, aber es bietet ihr nicht das, wonach sich jede Geisha sehnt, den Liebhaber, der sie wirklich heimführen, der sie aus der goldenen Gefangenschaft erlösen wird. Und da der Prinz so oft nicht kommt, sucht sich die Sehnsucht der armen Dinger in anderem Befriedigung. Daher kommt es, daß die Geishas sich so eng aneinander anschließen, und vor allem, daß sie ziemlich fromm und abergläubisch sind. Sie haben ihren eigenen Gott und eigene Betgebräuche und gelten als eifrige Tempelbesucherinnen. Ihre größte Erholung aber bietet das Theater, das sozusagen für sie die einzige wirkliche Freude bedeutet. Und im Theater ist es die kleine harmlose Liebelei mit einem Schauspieler, die sie anzieht. Die eigentümliche Organisation des japanischen Theaters bringt es mit sich, daß auch hier der Geisha eine große Rolle zukommt. Im japanischen Theater wird der große Schauspieler mit seinen Schülern und seiner Spezialtruppe engagiert, der er dann die kleineren Rollen zuweist,

so daß eigentlich nur fünf oder sechs Schauspieler am ganzen Theater in Betracht kommen. Und ferner hat sich die Sitte erhalten, daß wer von den besseren Ständen ins Theater will, seine Plätze in einem Teehaus in der Nähe kauft, weil diese Teehäuser meist als Besitzer der Theater die besten Logen haben. In diesen Teehäusern verkehrt aber wieder die Geisha, die ihren großen Kunden- und Bekanntenkreis veranlaßt, in ihrem Teehaus und zu dem Stück Billette zu kaufen, in dem der von ihr protegierte Schauspieler die Hauptrolle hat. Dann sitzt sie mittage lang im Theater, immer demselben Stücke lauschend und die Stimme des Geliebten hörend, und freut sich, wenn es ihr gelungen ist, ihm eine stattliche Schar von Beifallsruffern zuzuführen. Denn diese Claque macht wieder den Schauspieler berühmt, und Schauspieler, die dafür bekannt sind, einen großen Anhängerkreis zu haben, werden in Japan verhältnismäßig hoch bezahlt.

Von einer öffentlichen Wirksamkeit der Geisha ist sonst wenig mehr zu spüren. Sie ist aufs Teehaus beschränkt, und nur bei großen Festen und Tempeljubiläen sieht man sie wohl die Stelle vertreten, die bei uns holden Ehrenjungfrauen zukommt. Dann gibt es Geisha-Prozessionen und Geisha-Tänze. Sonst ist sie bei Tag auf der Straße verhältnismäßig selten anzutreffen. Sie und da freilich studiert in einem Parfümerieladen ein kleines blaßes, stark geschminktes Gesichtchen eifrig die Namen der vorgelegten Köstlichkeiten, in einem Seidenladen stöbert ein eifriges Persönchen unter den Waren, oder in einem Tempel beten ein paar Kolleginnen für die Seele einer verstorbenen Genossin. Aber am Abend wird es lebhafter in dem Geishaviertel, da hört das Geklirper der Samisen und das schrille Rufen und Singen der lernenden Schülerinnen auf, die Nischas rollen und bringen die Geishas zu den Teehäusern, zu ihrem Beruf. Erst spät in der Nacht kommen sie zurück.

Es ist nötig, jetzt einiges über das rätselhafte Wesen selbst zu sagen. Beginnen wir mit dem, was die Geisha am meisten in Europa berühmt gemacht hat, ihrer Kleidung, dem Schmetterlingsgewande.



Kirschblüte.
Nach einer Photographie.

Die Toilette einer Geisha ist nicht so einfach zu beschreiben, und zu einer Schilderung, die auch die feinen Nuancierungen der Königin Mode berücksichtigte, gehörte eine Darstellung fast des ganzen japanischen Kleidungswesens. So muß ich die neugierigen Leserinnen mit wenigem vertrösten. Über dem dünnen, seidnen Unterhemde Shitajiban trägt man ein längeres Oberhemd Nagajiban und dann das unterrockähnliche Koshimaki. Aber sowohl diese Kleidungsstücke wie auch die Überkleider Shitagi und Uwagi wechseln nach der Mode und nach der Jahreszeit, sind im Sommer dünner und duftiger, im Winter auf Watte gesteppt und wärmer. Am meisten abhängig von der Mode ist der berühmte Obi, jener Gürtel der Japanerin, den man gerade bei der Geisha in den mannigfachsten Variationen und kostbarsten Ausführungen sieht. Es wird manche Europäerin überraschen, wenn sie hört, daß ein ganz gewöhnlicher Obi schon an 100 Mark kostet und daß solche mit 1000 und 2000 Mark durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Die seidengewirkten Brokate sind die höchsten und feinsten Erzeugnisse der Webekunst von Kioto, wo ihre Herstellung von allerersten Künstlern besorgt wird. Über dem kunstvoll geschlungenen Obi trägt man das schmale Band Obidage mit der kostbaren Gürtelschnalle Obidome, und alle diese Kleinigkeiten repräsentieren viel höhere Werte, als es äußerlich den Anschein hat. Wenn man noch das duftige Tüchlein Eri nennt, das um den Hals geschlungen wird, so ist die Kleidung der Geisha wohl vollständig angegeben, denn den Haori, den besonderen Rock über dem Kimono, darf die Geisha nach besonderer Polizeiverordnung nicht mehr tragen. Die Frisur hat man meist in der alten Shimadaform, die täglich erneuert wird. Das ist in Japan, wo doch die Frau des Nachts mit einem kleinen Polster unter dem Nacken schläft, nur um die Frisur zu schonen, ein besonderes Charakteristikum der Geisha, die in ihrem Äußeren stets tadellos, sozusagen in künstlerischer Vollendung erscheinen muß. Der Obi ersetzt die Taschen. In seinen Falten verbirgt man das Kamitire, das Täschchen mit den Toilettegegenständen, oft kostbar gestickt und mit allen Kleinigkeiten versehen, deren ein solch verwöhntes Kind

benötigt, mit Scheren, Spiegeln, Messer und Zahnstocher, mit Visitenkarten und Papier poudré, und das alles en miniature, so wie es zu dem kleinen zierlichen Persönchen paßt. Und endlich fehlt nie das Tabakoide, das Rauchzeug, ein schmales Seidenfuttermal, in dem die silberne lange Pfeife steckt, und der Tabaksbeutel, aus dem man den kirschferngroßen Pfeifenkopf stopft. Denn die Geisha ist undenkbar ohne das Feuerbecken, in dem die Holzkohle glimmt und an dem sie ihre Pfeife entzündet, um sie nach drei, vier Zügen mit energischem Klopfen wieder zu reinigen.

Die Kleidung der Geisha muß schon aus dem Grunde fehlerlos und künstlerisch gearbeitet sein, weil ja auf die Schönheit des Faltenwurfs vor allem beim Geishatanz so sehr viel ankommt. Denn der Geishatanz ist kein Tanz in unserm Sinne, er ist ein langsames Schreiten, ein leises Bewegen des Körpers, fast nur ein Andeuten und zartes Agieren. Schwermütig und sanft beginnen Arme und Füße Linien zu beschreiben, und immer muß der Kimono dazu besonders hübsch und charakteristisch fallen. Dann werden die Bewegungen auch wohl wilder und schneller, die Fußstellungen verwickelter und der Tanz bacchanalischer, ohne daß die Geisha vergäße, streng auf das Abgezirkelte aller Bewegungen zu achten. Den Tanz begleiten mit den verschiedenartigsten Musikinstrumenten drei oder vier ältere Geishas, die mit ihren dünnen schrillen Stimmen seltsame, uns ganz unmusikalisch klingende Melodien singen. Es besteht ein inniger Zusammenhang zwischen Text und Tanz. Meist sind es alte chinesische oder japanische Liebeslieder, sehnsüchtige, schwermütige Landschaftsbilderungen und Blumengesänge, und immer soll der Tanz eine dramatische Darstellung des Inhalts bieten. Ich lasse ein paar Beispiele in wörtlicher Übersetzung folgen, die von der Poesie dieser Geisha-Tänze zeugen sollen.

S a u t a.

Der gehäufte Schnee auf dem Schirm! halte man ihn für den seinen (d. i. hält man ihn nur für Schnee), so ist er federleicht; doch die schwere Last der Liebe ist an den



Geisha mit ihrer Lehrerin beim Gitarrespielen, Samise und Koto.



Im Frühling.

Schirm gehängt. Geht man zum Besuch der Geliebten, so ist der Flußwind schneidend kalt in der Winternacht, und es klagt der Flußvogel. Sie wartet, indem sie vor sich das warme kotatsu (ein hölzernes Feuerbeden) hält. Es tut weh, warten zu müssen. Unjagbar ist das Leid der beiden Liebenden.

Herbstszene¹⁾.

Zwischen Hagi und Kifjo²⁾ schleicht man mit dem Liebesbrief, sich fürchtend vor des Mondes Schatten. Wo der Tau des Grases duftet, wartet man auf den Geliebten, wartet Matsumushi³⁾ und weint nächtlich. Die Nacht wird tief und einsamer, und der Vogel Kari singt hoch und fliegt vorüber. Ach wie weh tut doch die Liebe.

Dodoitsu (26-Silben).

Wie unglücklich sind doch die Eimer der Brunnen⁴⁾, sie treffen sich so nahe und können sich doch nicht besprechen!

Honohushi.

Bevor wir von der Liebe benehzt werden, kommen wir bereits ins Geredel! Das Schilftraut⁵⁾ ist verliebt in den Tau und sehnt sich danach. Aber der schadenfrohe Wind stört die Liebe unserer beiden; der Tau fällt schüchtern zögernd, tropfenweise im Schatten des Mondes.

Das leichte Wehen des Schilftrautes, das Zittern des Tautropfens, das scharfe Blasen des Windes und das gespenstisch-weiße Licht in einer japanischen Mondnacht, das

1) Der Japaner liebt besonders das Mondlicht im Herbst. Er meint, da sei alles traurig, weil der Winter nahe.

2) Zwei beliebten Herbstblumen.

3) Das Mädchen vergleicht sich hier mit einem kleinen Insekt Matsumushi, welches im Herbst schön singt.

4) Es ist an den Ziehbrunnen gedacht, der ähnlich unseren Brunnen zwei Eimer an dem über ein Rad laufenden Seil hat.

5) Das Schilftraut, *eularia japonica*, das nur im Herbst wächst, wird von den Japanern als poetische Pflanze verehrt und hauptsächlich im weißen Mondlicht gerne gesehen.

alles wird mimisch ausgedrückt; in der möglichsten Vollkommenheit der kleinsten Bewegungen liegt die Schwierigkeit des Tanzes, und man begreift, daß zu einem einzigen Tanze jahrelange Übung gehört. Beim Tanze selbst unterstützt die Bewegung der Hand ein besonderer Tanzfächer, *Schiwa* genannt, wenn man ihn zusammenklappen kann, und *Sensu* oder *Ogi*, wenn er nur ausgebreitet gebraucht wird. Jede Schule und jeder Tanz haben auch hier ihre feinen Variationen, die dem Fremden erst auffallen, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird.

Wenn man erwägt, daß *Geisha* sein nicht nur Tanzen und Singen bedeutet, sondern auch eine Verkörperung der Schönheit und aller besonderen Eigenschaften der Frau in ihrer höchsten Vollendung darstellen soll, dann wird man verstehen, daß man nicht von heute auf morgen *Geisha* werden kann. Die Mädchen selbst entstammen allen Klassen der Bevölkerung. Einstmals, als man noch scharf die drei Klassen der *Kazoku*, *Shizoku* und der *Heimin*, der Adligen, Ritter und Gemeinen unterschied, da wäre es undenkbar gewesen, daß ein Mädchen aus den beiden ersten Klassen *Geisha* geworden wäre. Aber seit sich der Ritterstand der *Samurai* mit dem dritten Stand so ziemlich amalgamiert hat, hat auch der Brauch aufgehört, daß eine *Samuraitochter*, wollte sie *Geisha* werden, erst offiziell aus dem zweiten Stande aus- und in den dritten Stand eintreten mußte.

Vielfach glaubt man, daß es förmliche *Geishaschulen* zur Ausbildung des Nachwuchses gäbe. Die Ansicht rührt wohl hauptsächlich daher, daß in *Kioto*, diesem wirklichen Herzen Japans, den Fremden eine Schule gezeigt wird, in der Kinder und junge Mädchen singen und tanzen lernen und in der Kunst des Blumenbindens unterwiesen werden, die ja in Japan eine so große Rolle spielt. Auch die alte Teezeremonie, wohl das Ausgebildetste und Nuancierteste, was die Welt an zeremoniellen Formen kennt, wird dort neben den einfachen Fächern des Schreibens, Lesens und Rechnens, von Lehrern und alten *Geishas* unterrichtet. Aber diese Schule ist auch die einzige, die es in Japan gibt. Schon der Umstand, daß die Töchter besserer Stände



Im vornehmen Morgengewand.



Geisha=Elevennen auf hohen Holzgetas mit Grillenkästgen.

sie besuchen, nur um sich ein paar Monate in japanischen Frauenkünsten auszubilden, beweist, daß sie die eigentliche Pflanzstätte der Geishaausbildung nicht ist. Der eigentliche Bildungsgang der Geisha ist viel langwieriger und härter. Aus früherer Zeit hat sich bei vielen Eltern der Wunsch erhalten, ihre Töchter Geisha werden zu lassen; besonders ganz arme Leute, die das in Japan verhältnismäßig teure Heiraten der Töchter scheuen, wählen für sie die Stellung einer Geisha, die man immer noch als den kürzesten Weg zum Glück ansieht. Schlimmstenfalls kann ja das Mädchen die Geliebte eines reichen oder vornehmen Mannes werden, und das gilt in Japan für gar nicht so unehrenhaft, weil den Leuten immer noch die Möglichkeit einer wirklichen Heirat vorschwebt.

Man bringt also das Kind in ein Geishahaus zur Ausbildung. Meist ist es dann zehn bis zwölf Jahre alt und hat die ersten Schuljahre hinter sich, wenn es so zu einer älteren, erfahrenen und schon berühmten Geisha kommt, oft besucht es aber auch noch von hier aus die Volksschule weiter. Die Kinder haben Wohnung und Verpflegung, sowie Kleidung frei, sind aber in den ersten Jahren fast nur die Dienerinnen ihrer Lehrerin oder der einzelnen Geishas, die gemeinsam in einem Hause wohnen. Singen und Tanzen lernen, gutes Benehmen und sicheres Auftreten studieren und gleichzeitig als Kammerzofe dienen und sich zu beherrschen lernen, ist eine schwere Aufgabe für die kleinen Kinder, die Tag und Nacht zur Verfügung ihrer manchmal recht tyrannischen Lehrerin stehen müssen. Aber wenigstens ist der Brauch aus alter Zeit verschwunden, daß die Kinder, um ihre Stimme zu stärken, in kalten Winternächten auf dem Dach des Hauses stundenlang üben mußten, damit sich eine tüchtige Erkältung einstelle, die dann die Stimme stärke. In diesem persönlichen Dienstverhältnis zur Mesan, der „älteren Schwester“, schaut das kleine Kind der Meisterin alles das ab, was ihm für den künftigen Beruf nötig wird. Es lernt spielend und von selbst die Würde des Auftretens und die Kunst, die Gefühle zu verbergen, lernt die Samise zupfen und die Tsudzumi schlagen und wird ganz langsam zum öffentlichen

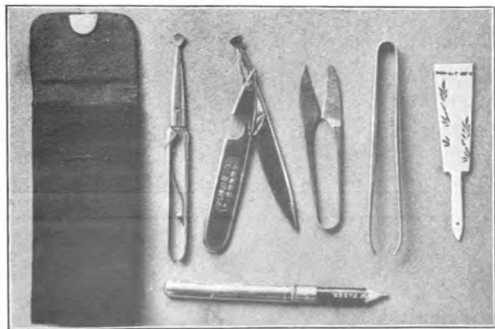
Auftreten reif. Ist so ein Zeitraum von drei bis fünf Jahren verflossen, so beginnt für das Mädchen ein neues Leben. Zwar bricht das Lernen nicht ab, auch ganz alte Geishas nehmen noch Unterricht während des Berufs, aber jetzt nimmt das junge Mädchen seine Tätigkeit auf.

Man kennt drei Systeme, nach denen man Geisha wird: Jimae, Wate und Kakai. Das erste bedeutet die selbständige Geisha, die für Lebensunterhalt und Kleidung selbst sorgt und nichts vom Geishahaus bekommt, dem sie nur für Wohnung und Verpflegung den angemessenen Betrag entrichtet. Sie kann auch ein eigenes Haus bewohnen, wenn es nur nach der Polizeivorschrift in einem der Geishaquartiere gelegen ist. Dieses erste System ist für die Geisha recht riskant, da sie ja noch nicht ihres Kundentreiches sicher ist und nicht bestimmt darauf rechnen kann, ihren Lebensunterhalt sich zu verdienen. Und so wählt sie zumeist wohl das zweite System, wonach die Geisha ihr Einkommen prozentualiter mit dem Geishahaus teilt, das ihr Wohnung, Verpflegung, Kleidung und alles sonst liefert. Oft muß sie da sechzig, siebzig und achtzig Prozent ihres Verdienstes an das Geishahaus abgeben. Für das Geishahaus hat dieses System, wie auch das folgende, das große Risiko, daß man sich über den Verdienst der jungen Geisha ja noch ganz im unklaren befindet. Das benutzen die meisten Geishahäuser zu einem Ausbeutungssystem schlimmster Sorte, das die Mädchen in ewiger Abhängigkeit und Unselbständigkeit erhält. Beim dritten System ist die Geisha vom Geishahause angestellt und fest bezahlt, von ihrem eigentlichen Verdienst erhält sie nichts. Die Abhängigkeit vom Geishahause wird gleich zu Beginn der Tätigkeit durch irgendein Darlehen des Hauses zu Toilette- oder Luxusartikeln begründet und ist in den seltensten Fällen später wieder lösbar.

Es gibt für alle Geishas eine interessante Organisation, Geisha-Kumiai genannt. Jedes Geishaquartier hat einen solchen Verband, dem als Mitglieder gegen eine Eintrittskauton von zwei- bis dreihundert Mark alle Geishahäuser des Bezirks angehören. Es ist ein freiwilliger Verband, der aber die Geishas auch offiziell der Polizei gegenüber vertritt und gewisse öffentlich-rechtliche Befug-



Teeservierende Geisha. (Die Wasserkanne steht auf dem Hibashi, dem mit glimmenden Holzkohlen gefüllten Holzbecken.)



Toilettentäschchen einer Geisha.



Beim Ordnen des Haares.

nisse hat. Man kann sich von der Größe eines solchen Verbandes vielleicht einen Begriff machen, wenn man hört, daß in Schimbashi über vierhundert Häuser mit je zwei bis sechs ordentlichen Geishas sich befinden. Tritt nun eine kleine Schülerin in den Geishadienst ein, die seit Jahren in einem Geishahaus erzogen worden ist, so bietet das weiter keine Schwierigkeiten; sie muß etwa hundert bis zweihundert Mark hinterlegen, und die Sache ist erledigt. Will aber ein erwachsenes Mädchen in den Geishastand eintreten, so besorgt sie sich durch Vermittlung eines Agenten in einem Geishahause eine Stellung. Sie muß dort Probespielen und Probefingen, ihre Gewandtheit und guten Manieren zeigen, und dann wird ein schriftlicher Kontrakt geschlossen, den die Eltern des Mädchens als Bürgen unterschreiben. Das Mädchen erhält nämlich vom Geishahaus einen Vorschuß zu Toiletten oder zur Kautionsstellung, den abzuverdienen sie sich verpflichten muß. Dieser Kontrakt hat von seiner alten Wirksamkeit viel verloren, wenn er auch heute noch als die Begründung einer goldenen Gefangenschaft von Bedeutung ist, aus der nur ein reicher Liebhaber mit großen Geldopfern ein Mädchen erlösen kann. Denn das Geishahaus läßt kein Mädchen ohne Bewachung allein ausgehen, weil der ängstliche Besitzer stets ihre Flucht fürchtet. Dieses Überwachungs-system ist noch viel ängstlicher geworden, seit vor ein paar Jahren die Heilsarmee und ihre Offiziere in den Geishavierteln die Lehre von der Freiheit der Menschen predigten und so viele Mädchen zur Flucht veranlaßten. Da heute zum Austritt aus dem Geishahause nach einer Polizeiverordnung die mündliche Erklärung vor der Polizei genügt, wobei natürlich die Schulden als Privatschulden weiter bestehen bleiben, aber für das Geishahaus bei der Mittellostigkeit der Mädchen in der Regel nicht beibringlich sind, so suchen die Hausbesitzer möglichst zu verhindern, daß ein Mädchen frei ausgehen kann und eventuell ihren Austritt anmelden könnte. Nur selten kauft sich die Geisha dadurch von einem Hause los, daß sie ein Engagement in einem anderen Hause annimmt und die alten Schulden damit bezahlt, daß sie im neuen Hause neue macht. Ganz unabhängig wird sie wohl nie.

Mit dem erwähnten Verbands verkehrt, wie gesagt, die Polizei ganz offiziell, indem sie Weisungen für die Geishas einfach den Präsidenten der Verbände mitteilte. Die Verbände führen auch das Register über die Geishas. Wird ein Mädchen Geisha, so macht sie zuerst das Hirome, das „Bekanntmachen“. Im Zeremonienkleid und in voller Toilette geht sie in das Bureau des Verbandes und wird dort in die Liste der Geishas eingetragen. Dann macht sie Besuche in allen Teehäusern, die für eine spätere Tätigkeit in Betracht kommen, und hinterläßt in jedem gewissermaßen als Reklamekärtchen ein kleines Taschentuch, auf dem ihre Zeichen und ihre Wohnung eingewirkt stehen. Dabei begleitet sie der Hakoja, eine recht charakteristische Figur, die man sofort an der besonderen Art der Kleidung erkennt. Der Hakoja hat eigentlich ursprünglich nur als Diener der Geisha ihr Musikinstrument zu tragen, das jede Geisha selbst ins Teehaus mitbringt. Da es aber für das Geishahaus zu teuer wäre, für jede Geisha einen besonderen Hakoja zu haben, gibt es einen Verband dieser Hakoja, der solche Begleiter leihweise zur Verfügung stellt. Der Hakoja hat sich dann im Laufe der Zeiten zu einem beständigen Begleiter der Geisha entwickelt, der gleichzeitig auch als Aufpasser des Geishahauses fungiert, damit seine Schutzbefohlene nicht entinnen kann. Er bekommt sein eigenes Trinkgeld, fährt in seiner eigenen Kutsch und bildet so für den, der sich eine Geisha ins Teehaus bestellt, ein recht teures Anhängsel.

Damit wären wir bei der interessanten Frage der Bezahlung der Geisha angelangt. Früher gab ihr der Besteller ihr Honorar, und wenn er sehr zufrieden war, auch eine besondere Gabe, persönlich. Das ist heute streng verpönt. Wenn man eine Geisha zu haben wünscht, so muß man das beim Teehaus anmelden, und das Teehaus bestellt beim Geishahaus die vom Besteller angegebenen Mädchen. Der Teehausbesitzer bezahlt als feste Taxe für jede Geisha pro Stunde 37 Sen. Für Hangyoſ, junge Geishas, die noch in der Ausbildung begriffen sind und nur tanzen, nicht auch spielen können, gilt die halbe Taxe. Wohnt aber die Geisha in einem andern Bezirke als das

Teehaus gelegen ist, so muß doppelte Taxe gezahlt werden. In alten Zeiten gab man der Geisha bei ihrem Erscheinen etwa 5 bis 10 Mark als Shugi („um dir zu deiner Gesundheit zu gratulieren“), heute muß man diese Summe dem Teehaus bezahlen, das das Willkommengeld, das Geishahonorar, das Trinkgeld und auch den Lohn des Hatoja schon von selbst in die Rechnung einstellt. Von dieser ganzen Summe erhält das Teehaus von vorneweg eine Kommission von mindestens zwanzig Prozent. Aber auch das übrige bekommen die Geishas niemals selbst. Die Verrechnung geschieht direkt vom Teehaus zum Geishahaus, und die Geisha selbst ist nur eine bestellte Ware, die nichts zu sagen hat. Sie kann weder selbständig das Haus verlassen, ehe es das Teehaus gestattet, noch hat sie sonst irgendwie freien Willen. Das geht sogar so weit, daß wenn sich ein Liebhaber einer Geisha nahen will, er zuerst mit dem Geishahause Verhandlungen anknüpfen muß, das ihm dann ein Plauderstündchen mit der Geliebten in einem besonderen Rendezvoushause, dem sogenannten Madjai, verschafft.

So fließt der Geisha Leben eintönig und trotz allen bunten Flitters und Tandes im ganzen freudelos dahin. Sie steht zwar immer noch zu ihrer Familie in den besten Beziehungen, weil niemals ihre Kindespflicht des Gehorsams der Familie gegenüber erlöschen kann. Oft wird ja ein junges Ding nur Geisha, um zur Unterstützung ihrer armen Eltern einen Vorschuß zu bekommen; ob es mit oder gegen ihren Willen geschieht, danach wird sie gar nicht gefragt. Die Freiheit hat sie in ihrem Berufe jedenfalls verloren. Auf Nimmerwiedersehen. Denn die Zeiten sind vorbei, wo es dem jungen Beamten noch möglich war, eine Geisha zu heiraten. Dazu ist der Ruf des Standes nicht mehr gut genug, und so verbirgt sich hinter dem lodenden leichten Schmetterling eine Gefangene auf Lebenszeit, die auch zumeist trotz aller Annehmlichkeiten ihre Haft schmerzlich-bitter empfindet. Daß die Mädchen dann leichtsinnig werden, immer mehr auf Ruß und Tand geben und so immer tiefer in Schulden geraten, ist nur ein Ausfluß dieser trostlosen Stimmung, die nach dem Ende gar

nicht mehr fragt. So gelingt es der Geisha entweder, einmal zu Ruhm zu kommen, Geld zu verdienen und sich freikaufen zu können. Das ist die seltene Ausnahme. Dann wird sie wohl selbst Besitzerin eines Geishahauses, und ganz bezeichnender Weise ist das Ausbeutungssystem bei solchen Besitzerinnen am schärfsten ausgeprägt. Meist aber bleibt sie unter der Fuchtel des Geishahauses, bis sie zu alt und häßlich wird, um dem Hause noch von Nutzen sein zu können. Dann streicht man einfach ihre Schulden, sie hat sich ja schon längst bezahlt gemacht, und setzt die Geisha mittellos auf die Straße. Als Straßensängerin oder als Geisha in einem entfernten Provinzort kann sie dann immer noch ihr Leben beschließen. Wahrlich, kein Los, das uns veranlassen könnte, in der Geisha-Institution nur Schönheit und Lebensfroheit zu sehen.

Club.

Von

Hans Herbert Ulrich.

Um elegante biegsame Kassegestalten
Schmiegen sich Smokings in lässigen Falten,
Bornehm-hartlos verlebte Gesichter
Leuchten fahl im Flackern der Lichter.

Um eine Pikanterie der Saison
Zieht ihre Kreise die Konversation,
Kein lautes Lachen, kein harter Klang
Huscht an den fraisfarb'nen Wänden entlang.

Ein rostrot gekleideter bleicher Garçon
Fährt leise nach sorgfältig-zierlichem Mischen
Die Platten mit rollendem Gummiton
— Vitöre und Mokka — zu Sessel und Tischchen.

Der fluchende Bischof²

Vallade von
Börries, Frh. v. Münchhausen.

„So hole Pest und Höllebrand
Die gottverdammte Reise!“
Sprach gallig Bischof Wiegand
Und haute auf den Tisch die Hand,
— Hoch sprang die Fastenspeise, —
„Will ich nach Rom, — verflucht: ich muß!
Ach, wie gedeiht zur Kümmerneus,
Wie stört die Lebensweise
Die italiänische Reise!“

Der Bischof hat zu sehr geflucht,
Und, weil's der Papst vernommen,
Hat ein Legat ihn jüngst besucht,
Der lichtvoll sprach von Kirchenzucht, —
Nun soll nach Rom er kommen . . .
Sein Beicht'ger, dem's ins Herze schnitt,
Gab ihm zur Reise Ablass mit
Für hundert Flüche frank und frei, —
Man hoffte, daß das reichlich sei.

Der Reisewagen wiegt dahin
Im kühlen Morgengrauen,
Noch war es mäuschenstill darin, —
Am Fenster schwankt ein Doppeltinn
Und zucken Augenbrauen,
Das Schaukeln schuf dem Bischof Pein,
Da trieb heraus das Zipperlein
Das erste „Gottverdimian!
Ich komm' nicht heil zum Vatikan!“

Der Haustnecht in Burg Eberdamm
Bergaß das zeit'ge Beden, —
Schockschwerenot, da schmolz zusamm'
Der mitgenommne Vorratskamm,
Den Bischof faßt ein Schreden!
Bei Lemniz in dem Hohlweg brach
Ein Rad, — (die Straße war danach!) —
Und auch dies Rad kam teuer:
„Mord, Brand und Höllefeuer!“

Heil München! Heil das Bitterbier!
Du kühler Trost in Bayern! —
Im Pschorrbräu stieß ein Stadtbalbier
Des Bischofs Maßkrug aufs Brevier,
Das auf dem Tisch tät feiern.
Ei Du! Da gab's kein Gottvergelt's!
„Du Schweinehund, Du Lausepelz,
Du grüner Teufelsbraten!
Boß Bomben und Granaten!“

Des Bischofs Zorn war bald verbraucht. —
Die Maß der Bartscheer zahlte,
Als ihn Hochwürden angehaucht, —
Der letzte Fluch war jetzt verbraucht,
Jedoch der Bischof strahlte:
„München! Wie gut, daß hier vorbei
Die gottverdammte Knauferei!
Jetzt mag zu Rom die Klerisei
Lang warten, zornbekommen,
Bis Ablass hergekommen,
Bis neuer Vorrat ist herein! —
Ich hatt' ihn ja doch viel zu klein,
Ich Leichtsinns! mitgenommenen!“



Der Sumpfhahn. ②

Geschichte aus dem hohen Bennis

② Manny Lambrecht.

Aus den Tälern hallen die Nachrichten, und die Klingen wie Frühlingsglocken. Sie sprechen von knospenden Hecken, aber droben liegt noch in weißweiten Spreiten der Benniswinter. Und überall drunten ist die Welt wach. Droben wissen sie es nicht. Es geht aber Kunde von Solwaster und Sart zu und weiter her aus dem Belgischen, daß der Erbsen geschehe und der Mumonier mit flatternder goldgelber Stola an den Quellen von Sawa stehe und den Hafer benedicierere, auf daß er nach der Aussaat nicht von den Mäusen gefressen werde.

Da werden sie wach aus Schlafgedanken, die Stillen im Bennis, und rechnen, daß um eine Stunde die Tage wachsen.

Dann streichen die Märzwinde übers Moor und decken die Leichentücher ab und lassen das Angesicht der Erde sich erneuern. Die weißen Fegen stauben und schleiern im Blasen und Brüllen der Stürme. Hinweggewischt die Spur der weißen Trauer. Die Einöde dampft. Sie ist braun und zerklüftet und ganz schmutzig. Die Sümpfe schlampfen wie gierige Drachennäuler auf. Aber die Benniswiesen spreiten in dürftiger Fruchtbarkeit, und die Ardenmentühe stoßen ihr Gebrüll aus.

Da zieht der Hirt übers Bennis und tutet in sein Krummhorn. Töhöt! Töhöt! Die Gräber bersten. Die Erde pulst. Das tote Bennis wacht auf. Auferstehung! Töhöt! Töhöt! Es ist ein Tröpfeln und Rinseln weither, naheher. Im Torfmoor suggest's. Das schwillt auf wie Schwämme. Und auf der Erde, unter der Erde, ganz geheim, ganz furchtsam und versteckt das Rascheln und

Rauschen und Rispeln und Pladdern. Ein Riese reißt seine Glieder, und seine Kräfte prideln.

Lohöt! Lohöt! heult das Hirtenhorn.

Da stapfen sie aus den Moflett'-Ställen heraus, die Ardennentühe, die starknohigen und sehnigen, die mit den hageren, langgestreckten Hälsen und ganz borstig struppige. Sie schlenkern hochauf die Schwänze, sie schlampfen mit den weißlichen Zungen in die roten Hüftern, als ob sie mit dem Taschentuch an der Nase hinwischten. — Und so gar groß ist ihre tierhafte Freude.

Der Mann Moflette, der ein schwerer Bennisbauer ist, steht und stößt die braunharten Hände in die Hosentaschen. Er ist klein, und seine Frau ist groß. Er hält die große Frau für dumm, weshalb sie ihn für klug hält. Daher sie denn schlaun blinzelnd sagt: „Abin nost' homme, Sie haben's gemacht. Sie haben in Euer Leben nie den Stiel der Art nachgeworfen, nona ciète, Sie sind auch nie von dem Holz gewesen, aus dem man die Flöten macht, und so fameux haben Sie's gemacht, daß wir jetzt auf weißen Erbsen leben,“ womit denn gesagt ist, daß der Bennisbauer Moflette der einzige im wallonischen Moor sowohl preussischer- wie belgischerseits ist, der zu einem so dicken und schweren Wohlstand, wie ihn zwölf Ardennentühe im armen Bennis repräsentieren, gekommen ist.

Da lacht der Bennisbauer in sein Gesicht hinein und lacht nicht schön. Lacht lautlos, und das bartlose, von Moorwinden rot zerblasene Gesicht schließt sich, klappt zu, die Augen, der breite Mund, so, als seien nun die inneren Kammern vor der Außenwelt abgeschlossen.

Das ist in dem Augenblick, als der Hirt, Dihan-Bire Fliegenfresser, mit seiner Mofletteherde vorüberzieht. Er hinkt zwischen den Röhren, und ab und zu stößt sein dünner Säherkopf über den hochgewölbten Rücken auf.

Der Bennisbauer steht und zählt: „Die Schwarzfledige — sehen Sie, Mam', sie geht in sein Leht' Woch'.“

Und leise flucht der Hirt: „Nom di m' gatte! (in der Ziege Namen!) Es war dem Dihan-Hinri Boleu sein' Einzig' und sein' Leht'; danach hat er sein Maul in den Sumpf gesteckt.“

„Ma foé! Die Einhörnig — man könnt' sie schlachten zu Noél.“

Anruert der Hirt: „Dem Torffstecher sein! Hast ihn ins Zuchthaus gebracht, Kamerod Du vom Teufel!“

„Hepp, Kaddet!“ sagt Moflette und tritt dem Ochsen an den Leib. Trapptripptrapp hinter diesem ein Kindchen, ein hageres, mageres, ganz trübseliges, mit stieren, flehenden Glogaugen. Und trapptripptrapp, dicht hinter dem Hirten her, das tropfende Maul stößt an seinen Kittel. Und er hinkt voraus und Kindchen hintennach, zwei Armselige und Eingedörrte in der Bennluft.

Und so mit klatschenden Hufen, Gebrüll und Gebrumm, schlagenden Schwänzen und stoßenden Köpfen zieht die Ardennenherde vorüber. Moflette steht noch, nennt sie, zählt sie, es prallt in die Moorweite, kurz und hart ohne Schall: „Bürnell! Blanc pense! Catrem!“

Und des Hirten Gemurmels: „Die Du dem Händler gestohlen hast!“

„Die dem Schneider Closson sein Hausstand war!“

„Die von der sêdje dame (Hebamme), die — weiß Gott wie — umkommen ist!“

Und dies und das noch und so weiter eine Vitanei der Bitternis und des Fluches und Verwünschung. Und hinter ihm trippelt das Kindchen; Kleinrindchen, armseliges! Da würgt der Hirt den stoßenden Atem heraus, daß die eingesunkenen Lippen rascheln, daß das verrunzelte Gesicht sich aufbläht im stillen Erboßen. Da lacht breit und belustigt der kleine Mann die große Frau an. Er weiß schon, was nun kommen wird. Der drollige, ei sehr drollige — was in der Wallonie bedeutet, daß er verrückt ist — also der gewiß drollige Djan-Bire Fliegenfresser wird fluchen und schreien, die Arme werfen, den Stock schütteln, vor Moflette und dem Teufel ausspucken und so zwischen Weinen und Fauchen herauschreien, was man sich nun weit ins Benn hinein gewöhnt hat zu hören, daß nämlich der Bennbauer Moflette ein Schurke und Schinder ist, insbesondere dadurch, daß er für einen sehr niedrigen Preis dem Fliegenfresser sein dürres Kindchen aus der Hütte herausgeholt hat. Moflette sagt zwar: „Meiner Seel“,

hab' ich nicht auch Dich Dein' Lebtag mit auf mein' Suppschüssel genommen?!"

Da stürmt der Hirt mit hochgeschwungenem Stecken herzu: „Mein' Lebtag sind nicht mehr lang; ich hab' mein' Siebzig!“ und kehrt um vor dem breit und fest wie eingemauert stehenden Mann Moslette. Und steht weit von ihm ab, und aus dem häutigen Gerunzel stieren grell die Augen. Seine dünne Stimme kräht ein Lachen.

„Houtôz! Der gute Gott muß Dich strafen!“

„Gib acht auf mein' Herde!“ ruft der Bannbauer, da er sieht, daß die Kühe sich um den Hirten scharen, der Hirt aber auf Sumpfboden steht.

„Hais-là! Siehst Du, ich hab' Dein' fortune!“ Er macht einen Sprung auf die Landstraße zurück und stößt den Lockruf aus: „Horilahoi!“ Langsam wandelt die Herde ihm zu. Springt über die Torfhaufen an den Mulden entlang, schlüpft unter verkrüppelten Tannen hin.

„Horilahoi!“ Langsam wandelt die Herde ihm zu.

Und fort in die dunstige Weite und vom Nebel eingeschluckt auf die dürftigen Bannwiesen fern am Horizont. Horilahoi! Ein hinausgefluchter Schrei, ein gleißendes Lachen, das die Luft schneidet, das ins gestorbene Land wie lebend gewordene Schauer fällt. In den Bannhütten horchen die Stillen auf. Sumpfhahn! —

Über Moslette steht noch, zieht seine Hände aus den Taschen und spricht zur großen Frau: „Er hat mein' fortune.“ Und muß ins Haus, denn er fröstelt.

Am alten Weiher hockt der Hirt, dort wo hinterm Wald Bailoup das „Schwarze Moor“ liegt, gefährlich aber mit saftigen Weidplätzen. Und wo nordwestlich in die Morgennebel hinein das Kreuz Panhaus ragt. Sitzt da in ganz toter Stille. Man hört nur das Rupsen der tropfenden Mäuler im Gras. Die Knie hochgezogen, starrt er in das grundige Wasser. Eine silbrige, von Humus durchdrängte Haut liegt darüber wie schwimmende Mengen Speichels. Eine Wasserpinne kraucht darin, häßlich und dick, mit langen, tastenden Springbeinen. Wenn sie hupft, wallt die Schlammhaut zu Runzeln und Falten. Ein Gesicht dräut herauf. Der Hirt denkt, es ist nicht seines.

Fahle, verschattete Augen gaukeln darin. Das phosphoreszierende Leuchten aus der Tiefe herauf schwimmt hinein. Moormanns bitterböses Gesicht. Da hebt der Hirt seinen Steden und stößt in den Phosphorschlund. Das Gesicht zerknittert, zerläuft in tausend Wellenkreischen, zu tausend bitterbösen Fältchen. Und ringelt sacht, sachte wieder zusammen, rundet sich, füllt sich. Dräut wieder herauf. Und es ist dem Hirten, als spreche es also: „Bodju Dihan-Pire, suchst Du noch die goldene Truhe?“ Da spricht der Hirt über den Weiher: „Binamei bon Diu! Ich hab's Wenn zu allen Zeiten gesehen von novel an bis zum Tage Silvester, dem heiligen Papst. Aber die goldene Truhe hab' ich ebensowenig, wie's Wasser Durst hat.“

Und nun muß der Hirt sehr hinunterhören, denn das Gesicht spricht: „Es war ein Herr von Reinhardtstein. Wenn Du zur Bodrange hinaufsteigst, siehst Du noch die Mauern im Warchetal. Er ist mit vieren gefahren und sagte, er fahre das Glück, und kam im Wenn um mit vier Pferden und der Kutsche. Man sagt, mit noch was. Man sagt auch, der heilige Antoine müsse ihnen helfen, denn sie wußten nicht, was. Es gibt Tage, wo man am Weiher steht und die Kutsche sieht. Man weiß nicht, welche Tage das sind. Aber die Kasse sind noch lebendig im Grund drunten. Wenn auf dem Wenn die schrecklichen Nächte sind, trampeln sie den tiefen Schlamm auf, und man kann hinuntersehen, was man sonst nicht sieht und was sie vom heiligen Antoine in der Fürbitte wissen wollen. Man müßte wissen, wann in den schrecklichen Nächten die Kasse stampfen, hais, Fliegenfresser, Du Knorpelsteden?“

Der rutscht in die Knie. Die Erwartung fiebert in ihm. Er fällt auf die Hände. Die Eier zu wissen, brennt in ihm. Er schurpft die Böschung hinunter und ganz nahe dem schleimigen Wasser. Und die Stimme aus der Tiefe:

„Der Herr von Reinhardtstein hat einen Schatz gehabt aus Türkenkriegen her, eine Truhe voll Gold, Schöngold, feurigrotes. Die hat er eingegraben am Reinhardtstein, und keiner wußte wo, und wie, und wann. Nur der feine Ritter Winguin. Wie gesagt ein Feiner, ein Edler und Schöner. Er war sein Gut-Freund. Der Herr von Rein-

hardstein hat auch ein Weib gehabt, kostbarer als sein Schatz in den Truhen. Feuriges Gold das Haar. Wie der Schatz in der Truhe. Hei! Kam der Winguin zu ritterlichen Spielen und lobte die liebe Fraue. Und dann hing sein Kopf tief, und seine Stimme klang rauh, und er verfiel in große Traurigkeit. Sprach da der Herr von Reinhardstein: ‚Drückt Dich mein Geheimnis, daß Du finster einhergehst?‘ Und Winguin mit abgewandtem Gesichte: ‚Ja, sieh, weil ich denken muß an Deinen Schatz.‘ Und wurde noch trauriger. Da grub der Herr von Reinhardstein die Truhe aus und fuhr ins Benn. Er fuhr mit vieren und er dachte: ‚Nun fahre ich mein Glück.‘ Als er aber kam zum Kreuz Panhaus, wurde die Kutsche leicht und nicht mehr befrachtet, und man sah, daß die Truhe mit dem Golde nicht mehr darin war und unsichtbar davongetragen war an dieselbige Stelle, wo sie eingegraben lag. Da wußte der Herr von Reinhardstein, daß Winguin nicht traurig war wegen dem Schätze vom Gold, und wußte warum. Nun nahm er sein Weib Irmenfind und fuhr wieder mit vieren ins Benn und dachte: ‚Nun fahre ich mein Glück.‘ Er kam am Kreuze Panhaus vorüber, und die Kasse flogen. Am alten Weiher standen die viere still. Der Herr von Reinhardstein schaute um sich und sah sein Weib nicht mehr in der Kutsche. Da rief er voll Grimm: ‚Gold ohne das Weib war nicht mein Glück, das Weib ohne das Gold auch nicht. Nun will ich sehen, wie weder Weib noch Gold zu meinem Glücke wird!‘ Zerrte an dem Zügel, daß die Kasse aufbäumten und wild zum Weiher rasten und allda mit Kutsche und Mann in den Grund gingen.“

Von dem Benndorf Choffraix herauf singt die Angelusglocke. Der Himmel glüht in drei Strichen: rot-gelbgrün. Auf den Weiher fällt das farbige Geblitzel und tüncht das grämliche Gesicht in der Tiefe und streicht ihm die bösen Falten aus und macht es voll Schein und trauriger Güte. Und ist wie das verstorbene Gesicht des Herrn von Reinhardstein, der da vom tiefen Grund herauf traurig spricht: „Die goldene Truhe aber konnte Winguin nicht heben, obschon er mit gesegneten Büscheln über die

Erde hinstrich und die Truhe fünfzehn Ellen hob. Sie fiel wieder hinunter, und die Erde schloß sich, und man weiß nicht, wo sie sich wieder aufzutut.“

Der Hirt springt auf, und sein Hauch weht. Man müßt' die Stelle suchen! Steht steil und atmet heftig. Man müßt' sie suchen. Und geht und tastet mit dem Stecken voraus, wo der quellende Boden fest ist. Die rote Dämmerung leuchtet. Hinter ihm her trottet das Vieh. Ein Hirt im Bann hat Schlafgedanken, nachtwandlerische. Die verstorbenen Tage hocht er in der Einöde und murmelt. Was murmelt der Hirt im Bann? Schurpst über das hartstengelige Moos, späht in die Nebel. Gold im Bann, Gold, Gold! Alle guten Geister! Blaufeuer, husch!

Jetzt ist er in den gefährlichen Gründen des „schwarzen Moors“. Die Dunkelheit schattet um ihn. Das Vieh steht und brüllt.

Der Hirt reckt den Arm, stößt sein blankes Schaufelchen in den Moorgrund und beginnt schnell und hastig zu reiben, zu schürfen, reibt, stößt, scharrt, schneller, immer schneller, seine Armknochen knacken, die Moorfasern zermürben, ein Phosphorleuchten springt heraus, zittert, flackert — fft! verhuscht. Und wieder: stahlhart blau, tanzend, flirrend, firrt und knistert — fft! Husch in den Grund. Und wieder, funkelnd rot, magisch grün, fackelt lichterloh, Funkenknistern, Feuerwirbel, Flammenzungen, immer toller, immer größer, wächst, wächst, lodert, stäubt, firrt, hüpfst in Bogensprüngen — da — dort — überall, husch! in die schwarzen Gründe weithin, ganz weit, unendlich in die lauernde Moornacht. Der Hirt reckt auf, jagt ihm die spähenden Blicke nach, lacht auf, schreit auf. Und in wilden Tänzen ihm nach, dem Wirbel, dem Flammenreigen, hei wai! den Koboldchen. Aufrucken die Kuhköpfe, stoßen ihr Gebrüll, ganz fürchterlich, in die schwarze Einöde, schlagen mit den dürren Schwänzen — und fort mit Stampfen und Schnaufen hinter dem springenden Alten her, in die Nacht, in die Nebel, in den brauenden Dunst. Hujoh! schwanken und wanken die wuchtigen Leiber, die spukhaften Schatten. Hujoh! Hujoh! schnauft's, brüllt's, stapft's in die Nacht, klatschend ins Schlammwasser — weiter, weiter! Der

Boden Schwappt, humpst, die tiefen traurigen Mulden
schütteln ihr fauliges Wasser. Horilahoi! lachst der Sumpf-
hahn. Sei, auf der Fahrt nach dem Glück! Sei, lachst er,
daß die Einöde schallt. Das Feuergetänzel vor ihm —
ceint diäles! — brennt's nicht da — dort! Das Gold! Das
Gold! Das Gold!!

Und steht. Und kann nicht weiter. Und steckt fest wie
eingemauert. Drunten aus dem warm-schlammigen Grund
reckt eine Faust herauf und zieht, zieht ihn herab, tiefer,
ganz tief. Seine Notstimme kreischt schrill, mißtönend und
so gräßlich, wie die modernden Stimmen aus den offenen
Gräbern ringsum: Horilahoi!

Da stapfen sie treu und gehorsam herbei, die wuchtigen,
schwankenden Schatten, Bürnelle, Blanc pense, Catrenne,
Kaddet. — Stampfen in das Moor ein, reißen die dünnen
Beine aus den Schlammfurchen, schieben mit plumphen,
schweren Leibern vor, langsam, gequält, hohl, brüllend,
aber treu und in intelligenzloser Demut.

Mit beiden Armen greift der Hirt aus, tastet, faßt in
die schlumpernde Haut eines dünnen Halses. Und da brüllt's
heiser und krank auf, ein Kindchen, ein hageres, mageres.
An ihm hängt der schlotternde Körper des Alten, hebt
sich, hebt sich, stößt mit schwerklumpenden Füßen, hastet,
kuchelt — und tiefer zieht ihn die Faust im Grund, der
Moorachen gähnt weit auf zum Fraß, und Schlammfetzen
zerwehen darin. —

Da weiten sich die Augen des Alten, und er sieht die
Klobigen Schatten um sich: Die Bürnelle, den Blanc pense,
die Catrenne, den Kaddet —

Und ihre stieren Augen sehen. Um die aufgeblähten
Leiber leckt die breite Flut. Moskettes schwerer Reichtum.
Und das brennende Gold in der Truhe. —

Horilahoi!

Da horchen die Stillen im Bann auf. ‚Der Sumpf-
hahn‘. Und schütteln die Köpfe.

Daher es denn kommen mag, daß soviel Glück und Gold
im Bann begraben liegt. Aber die Lebenden finden es nicht.
Und der Sumpfhahn schreit.

Liebesstrophen. ②

(Im Tone spanischer Volksgefänge).

Leuchtende, Schneeweisse, Seelenlose,
Die mein glühend Herz umsonst beschworen,
Bist Du denn das Kind der Wasserrose?
Hat die Wasserrose Dich geboren? — —

Mein Sinn nach Deines Wesens Wonne
Ein tiefes, einziges Verlangen! —
Blutvolle, heiße Sommersonne,
In einem Brennglas aufgefangen! — —

Wollen Herz in Herz uns strahlen,
Tief und ewig uns umfassen,
Fest uns halten, wie zwei Muschelschalen,
Deren Leben stirbt, wenn sie sich lassen. — —

Ein rauhes Echo klagte seltsam nach,
Als ich im Felstal Deinen Namen sprach.
In einen Horn schrieb ich dann den Namen.
Da schwoll der Schnitt; glashelle Tränen
kamen. — —

Ich hab' meine Liebe in Lieder versenkt,
Die Lieder gestreut in der Menschen Seelen.
Ich habe so viele Juwelen verschenkt;
Nun schmücken sich alle Frau'n mit Juwelen. — —

Wir weinen nie, wir zeigen's nie,
Wie heiß wir leiden müssen.
Wir schreiben die düstre Melodie
Aufs Notenblatt mit Küssen! — —

Wär' doch erst mein Leben hingeschwunden,
Da die Sonne Deiner Liebe schwand!
Wie durch Wunden rinnen die Sekunden,
Und die Sanduhr ist so voll von Sand. — —

Aus dem Mohnkranz, aus dem roten Kranze,
Fiel Dir Blatt um Blatt im wilden Tanze.
Mit dem Mohne füll' ich mir die Kissen.
Schlafe, schlafe, Seele! Nichts mehr wissen.

Frida Schanz.

Die Auto-Symphonie.

Von Walter von Molo.

Ich bin Besitzer eines Autos, für einen Tag; mein Freund stellt es mir zur Verfügung; er kann mein Achselzucken über dieses Thema nicht mehr mit ansehen. Ich vermag etelhaft mit den Achseln zu zucken. „Lustratio!“ sagt meine Frau. Den Freund durchschaue ich mit Röntgenblick: Der Mann will einfach für seinen Wagen Reklame machen, das ist der Güte Kern! Im Autowesen wird Schreckliches an Reklame geleistet, jeder Wagen gewinnt jedes Rennen. Wenn die Marke „Saint Force“ (Sdealname!) 100 HP (heißt Pferdekraft: horse power) unplaciert war mit der Marke „Hupp“ (Sdealname!) 50 HP (heißt Pferdekraft: horse power), die als Letzte kam, dann steht am nächsten Tage in der Annonce zu lesen: „Sieg! Klasse bleibt Klasse! ‚Saint Force!‘ Nur ein Wagen erreichte — in weitem Abstände — noch das Ziel.“ Und die ‚Hupp‘-Marke signalisiert der Welt: „‚Hupp‘ erreichte als einziger seiner Kategorie allein das Ziel! Wo blieb die Konkurrenz?“ — Also mit der Reklame ist es nichts bei mir; ich nenne keine Namen, jeder Konstrukteur kann somit freudig annehmen, daß sein Hirnsprößling die Ehre hatte, Walter von Molo und Frau für einen Tag durchs All zu knattern.

„Bist Du fertig?“

So eine Frage aus Frauenmund ist eine tödliche Beleidigung. Sie wissen ja: Die Frauen werden nie zur rechten Zeit fertig, et cetera . . . Immerhin hat sie diesmal recht; ich bin im Négligé, unfähig, meinen Gedankenmantel als Kleidung auszunützen. Weste an, Rock an, fertig bin ich! Meine Frau ist bereits im Staubmantel; mit einem phantastischen Schleier hat sie den Riesenhut festgebunden, ganz zufällig steht sie vor dem Spiegel. Wenn das Auto

keinen anderen Wert hätte als den, der nüchternen Frauenmode aufzuhelfen, es wäre mir willkommen. „Nüchterne Frauenmode?“ wird mancher Leser sagen. — Es ist so! Berrückte Nüchternheit, die nichts von künstlerischen Zwecken weiß.

„Das Auto ist da,“ sagt sie und stellt sich auf die Fußspitzen. „Mein Herr, das Auto!“

„Noch nicht fünf Uhr,“ gebe ich zurück, und trotz des Frühstücks schaudert mich der frische Sommermorgen. „Wie Gott will, die Reise kann losgehen.“

Noch muß das Dienstmädchen instruiert werden, damit es keine Schwerverbrecher einläßt, während wir in der Ferne weilen. Dann gibt sie uns Ratschläge, langsam zu fahren, weil so viel Unglück geschieht; man liest so gern über Pferde- und andere Unfälle hinweg; der Autounfall bleibt im Gedächtnis haften; noch begleitet ihn das Mißtrauen der Schwerbeweglichen. Vom Fenster seh' ich mir das Behikel an. Ein Biedermeierrotlack schmückt den Leib, vier Gummibeine hat es und einen goldenen Kopf. Eine offene Benzintutsche, die, wenn es regnet, sich mit Stangen und Segeltuch zur Arche wandelt. Die Plache liegt gerefft im Fond, reisegepäckbereit und lüstern auf die Fahrt, der Autostammgast. Der Chauffeur (das heißt sinnlos: Heizer, auf deutsch) ist ein kleiner Mann, der in der Vogelperspektive meiner Beobachtung wie ein Kreis aussieht, mit dick gemaltem Zentrum; das ist der Kopf. — Heizer, das Wort stammt aus der Kinderstube des Autowesens. Die Dampfmaschinen sind des Motors Eltern. Die ersten Autos trieb der Dampf. Die Leute, die das Dampfroß laufen ließen, erzogen auch den Sohn. Im Jahre 1880 begannen Benz und Daimler den Explosionsmotorenbau. Der Dampf war tot, es lebe das Benzin. Wie lange dauert's, und der elektrische Speicher, Akkumulator zubenannt, ist stark und leicht genug — hier fehlt es noch — dann reisen wir auch über Land elektrisch; einstweilen geht's fast nur in der Stadt; da ist's aber eigentlich die feinste Art, geruchgeräuschlos; doch die Geschwindigkeit und Lungenkraft für den Transport von Militär und schweren Lasten muß der Elektrofarre erst durch Training ihrer Glieder werden.

Jedoch ihre Zeit kommt, des' bin ich sicher, so gut und bald wie auch der billige Wagen, auf den der Arzt, der Kaufmann, Ingenieur mit heißen Sächten harrt. —

Wie doch ein Sommermorgen in der Großstadt herrlich ist! Die Sonne kriecht so lind herauf, als röste sie nicht arme Menschen den ganzen langen Tag, als dörre sie nicht heißen Staub aus Pflastersteinen. Und wie ein Käzchen auf Sanstpfoten schleicht sie und reibt den Strahlenrücken an den glänzenden Wagenteilen. Wie ein Vollblutpferd dem Start entgegenharrt, so steht der Wagen sprungbereit. Milchjungen, Semmelausträger, die Frühgewerbe, bilden bewundernd einen kleinen Kreis. Sie treten scheu zur Seite, in ihren Augen bin ich Millionär. „Es ist nicht ein Luxusfahrzeug,“ sagt mein Freund. „Das ist bloß Redensart; das Auto ist kein Spielzeug, es ist ein ernstes Ding, das schneller fährt als alles sonst; drum ist's die Zukunft jedes Weltverkehrs.“ Ein Türlein klappt, ein Teppich liegt im Abteil; mein Fauteuil, das ist ein Dornenstrauch mit diesem Sitze in Vergleich gebracht. Der Autoatavismus spuckt in meiner Frau; die Autobrille bindet sie so sicher fest, wie wir dereinst die, die zum Pauken dient. Wäre mir die Kunde nicht verlässlich in das Ohr geweht, daß seit zehn Jahren das Auto erst ein Fahrzeug ohne Launen sei, ich würde auf den Gedanken kommen, daß meine Gattin, eh' sie die Wanderung zu meinem Sein begann, Besitzerin eines Autoparks in grauer Vorzeit war.

„Die Donau hinauf bis Meß!“ sage ich und halte hohnvoll die Brille in der Hand, weil mein „Chausseur“ nach seiner greift. Eitle Narrheit des Sports! Der kleine Mann knöpft den Mantel zu; viel Vergnügen, bei dieser Hitze! Er geht nach vorn, wo unserem Auto ein Kurbelrüsselchen aus dem Maule hängt; er faßt es an und dreht. Rrrrrrr, fängt die Kutsche zu zittern an. Schreckliche Ermüchterung! So schnurrt die Bohrmaschine bei meinem Zahnarzt.

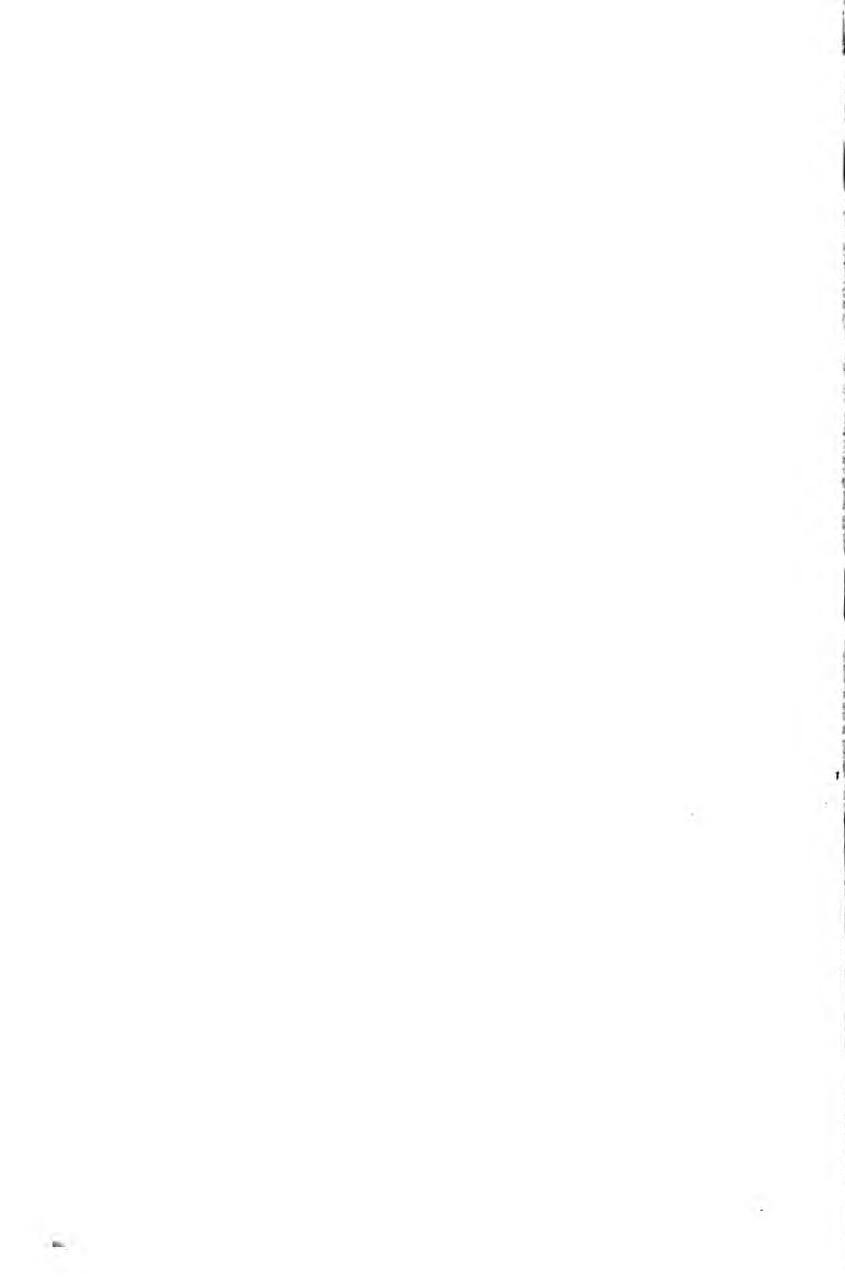
„Sie sollten einen Mantel nehmen,“ sagt der Chausseur, „es wird Sie frieren.“

„Bei dieser Hitze? Nein, ich nehme keinen Mantel.“

Da lächelt er, so ein geheimnisvolles Zauberlächeln,



*Nach dem Bade.
Marmorfigur von Oskar Garvens.*



wie's diese aufgeblasene Technik liebt, gleichsam: Du wirst schon sehen! Er schraubt und stellt am Lentrad. Das hat mir bisher am meisten gefallen, das hat so etwas Neues, Summarisches, wie ein Hirn, das alles dirigiert, ein Betätigungsklavier der Wagnerven. Wie Insektenaugen kugeln die Laternen aus dem Kumpf. Das Auto ist ein Nachtschwärmer, bei Tag hat es geschlossene Augen, bei Nacht da glühen sie hell, Acetylscheinwerfer.

Ein Hebel schwingt, da laufen die Häuser vorbei, Laternen, Passanten. „Alles fließt,“ sagt ein Philosoph, der dies Behikel ahnte, und hinter uns stößt blauer Rauch aus einem Rohrmaul, wie Menschenodem in die Winterluft.

„Na also,“ sage ich, „wir fahren Auto,“ und dabei hab' ich alle Sorge, die Lachmuskeln in Würde und Grandezza steif zu halten, denn so ein Rhythmus, so ein Wagenrüttelsieb macht riesig lustig; man grinst ganz wider Willen. Wie schön ist diese Wienerstadt mit ihren leeren Gassen, in denen die Tageshelle Rollschuh fährt.

„Böh, böh!“ geht die Suppe; da ist so ein Passant.

„Wirst Du ausweichen, verfluchter Kerl,“ denke ich grimmig und beuge mich weit vor. „Soll der Wagen Dir aus dem Wege gehn?“

„Bist Du gestern ausgewichen?“ sagt arrogant meine Frau; sie hat etwas unendlich Zurechtweisendes in ihrer Erzieherinnenautobrille.

„Böh, böh!“ Die Suppe, das ist auch so ein neues Wort: eine einfache Trompete ist's, an der statt des Menschen Lunge ein Gummiball hängt; der Mensch bläst durch Muskeldruck die Luft durch die Trompete; hier kneift man nur den Gummisaß, und manchmal läßt man auch den Motor durch eine Pfeife seinen Atem blasen, dann heult es fürchterlich, das ist „Sirenton“. Des Autos Signalgeber beschäftigen Hunderte von Industrien; das ist das Schöne an dieser Wunderkarre, daß sie aus durchweg neuen Gliedern sich zusammenbaut. Es gibt auch Mundfanfaren, die Kaisermärsche blasen; 'nen vollen Bierklangafford in die Weite senden, in stille Abseitstäler, gleich einem Herold der Kultur.

Wir rollen den Park entlang; ein frischer Atemhauch

kommt aus dem Grün, mit Blumenduft gemengt. Pensionisten gehen still spazieren, den Stockgriff auf dem Rücken; sie imitieren Großstadt-Karlsbad-Kur. Mütter und Kinder eilen zur Tages Sommerfrische, in langen Trupps. Husch, sind wir um die Ecke, hinein ins Vorstadtviertel, wo ruhige Fahnen wehen, trotz der Sonntagsfrüh. Zerlumpte Kinder stehen im Straßenmeer und schreien den Wagen an, böse, heifer, Kassentoll. In den Fenstern liegen hemdärmelige Männer, denen man die harte Fron vom Antlitz liest. Für diese Leute sind wir Luft, die kümmert nur das Auto, das sie prüfend, wägend messen; vielleicht war einer Pate bei seiner Wertsgeburt. Wenn man im Auto rollt, versteht man manches; die Überlegenheit der flinken Räder führt leicht zur Überschätzung seines eigenen Ichs. Baupläze, Baustellen, sie schwinden vorbei; Betrunkene, Obdachlose schlafen, den Hut auf die Stirn gedrückt. Groß sind die Augen meiner Frau; das sah sie nie. Blutarme Kinder-saat, die sich im braungehörnten Teppich wälzt, den Sandloch und Stein zerfetzt, den magere Klepper weiden, Gras!

Vorbei, vorbei; wie bitter ist die Welt, wie häßlich ihre Rehren! Hebel-schwung, Luftstoß, der Wagen frisst das Straßenband, er hat jetzt freie Fahrt, das leere Feld hebt an. Bei Brücken, Kurven, Bergen stehen, hundert Schritt zuvor, Autowarntafeln, ein weißes Feld mit dunklen Geheimzeichen, die nur das Auto kennt, Winke von Freundeshand, vom Auto-Klub. Ich reibe die Hände und hebe die Schultern; mir ist kalt; ich greife heimlich nach dem Überzieher und zieh' ihn an. Und weil der Gegenwind die Augen schmerzt, leg' ich die Brille vor. So ist es doppelter Genuß, mit offenem Aug' und warm die Pracht zu sehn. Des Leopoldsbergs Steile schießt empor; hier zog der Babenberger aus zum Kampf, für deutsche Art, hier fiel des Türken Macht. Zur Rechten blinkt der Nibelungenstrom. Rasselnd senkt ein Bagger die ehernen Greifer in das Flußgeschieb, das schwer die Schifffahrt hemmt. Ein Ruderboot, ein Skuller, schraubt sich aufwärts. Hier und da döst ein Angler ins Weltaquarium. Sonst: Wasser, Luft und Licht. Wie ferner grüner Nebel steht die Au, mit Pappelsilber und mit Weidengrau; ein Hirschschrei

drängt hervor, der Widerhall im Weinhang findet, der von den Höhen abwärts rollt. In grauer Weite hängt ein Luftballon, wie Silber ist der Fluß.

Die Riesentafeltrone der Abtei zu Klosterneuburg rennt empor; wir müssen Schleichschritt fahren, weil ein Gaul die Suppe nicht verträgt. Er tanzt und spitzt die Ohren und läßt uns dann vorbeist. Des Rosselenkers Blick ist wutgeschwellt, das Auto nimmt ihm das Brot. Daß Hunderttausende die Wagen bauen, vergift er ganz; er sieht Maschinenarbeit, die die Hand verdrängt. Der ärgste Feind heißt Tradition.

Achthundert Jahre waltet hier Sanct Augusts Regel, mit Kunst und Gunst. Ein Faß mit tausend Eimern Füllraum steht im Keller, da rutscht der Wiener und die Wienerin herab. „Fasselruttschen“ mit allem Charme, mit Schuh und Strumpf und was noch so daran, wer kennt dich nicht, am heiligen Leopolditag? Leopold, der Heilige, gab diesem Stift den Brief. Aus offener Kirchenpforte drängt Gesang; Weihrauch, Benzin, vermögt ihr euch zu mischen? . . .

Wir sausen links, durch Wiesen, Feld und Au; wie ist die Welt so schön! Vom Felde weht der Kornbrothrauch, es ist wie eine lange Mustertarte feinen Dufts, der unsere Nasen trifft. Wald, Wiese, Ackerfeld, bergauf, bergab, die Sonne preßt die Kelter. Dies Dorf ist lang und dieses kurz, hier riecht's nach Holz und dort nach Schweinestall und Kuhmistodem. Bei einem Fenster brennen weinend Kerzen, die roh der Tag verlacht, hier ruht ein Mensch vom letzten Wandertag, und dort, dort, tragen sie ein Kind zur Taufe, das schon der Sünd' entsagt. Hier bellt ein Hund, dort heult ein Kind, und eh' wir's recht versehen, sind wir im Feld und laufen Telegraphendrahtspalier; die Stange singt im Wind. Hier steht ein liebend Paar, dort schwindet eins im Wald, und hier, da gaukeln Sonnenfalter, die im Hochzeitsreigen fest verstrickt ein Spiel dem Vol' sind. Baum, Bach und Haus, ach niemand schöpft die Wunder aus, die unser Wagen schafft, der ratternd, springend, uns im Arm, den Staub nach hinten schießt. Der Wagen, der unsern Puls zum Jubeln bringt, im Frohgelärm. Fern läuft die Eisenbahn, wir hören ihren Schall,

wenn sie die Brücken mißt aus Stahl und Eisenwust, wenn harter Grund die Schienengängelbänder hält. Wie die Gewitterwolke steht der Rauch im Sonnenblau. Die Kurven legen uns nach rechts, nach links, die Wasserrast begrüßt ein kleiner Wagensatz; mit Tackacknatterlärm nimmt er die Steigung, im Bremsenzügel geht's den Berg hinab. Und die Gerade bläht und saust, die Pappeln laufen, wir fahren schnell, doch keinesfalls in Eilzugstempo. Der Messer der Geschwindigkeit verrät es, er ist der Inbegriff des indiskreten Schwäzers. (Und doch: es ist ein Unsinn, ohne ihn des Wagens Schnelligkeit zu schätzen; der beste Fachmann irrt sich. Lärm, Gesichtswinkel, Straßenbreite, das sind gar oft die Gründe, die zur Polizeischikane führen und den Chauffeur ins Unglück bringen. Das gegnerische Urteil rundet stets nach oben ab. Das Auto aber hat nur Zweck, wenn es, zumindest außerhalb der Stadt, doppelt so schnell als Pferd und Wagen fährt; das kann nicht oft genug hervorgehoben sein.)

Achtundvierzig Kilometer in der Stunde, so fährt ein Bummelzug, auf festgefügttem Damm, auf dem Lineal der Eisenschienen. Wir reisen wie der Vogel fliegt, wir haben keine Uhr, uns schrecken nicht Verspätungen, noch Strafen; wir sehen ruhig die Welt, wir meiden Rauch und Ruß, uns quält kein Kontrolleur; wir dringen kühn in jeden Ort, als sei er unser; wir ziehen nicht von hinten scheu vorbei, wie man's dem Damm befiehlt. Wir sehen Herz und Seele jedes Orts, nicht bloß revers. Dort liegt ein Friedhof, und ein altes Weib weint davor; dort scharmuziert die Kellnerin mit einem Jägersmann, und da — da flieht ein Pärchen auseinander, schnell, weil's den Galoschentritt des Autos nicht vernahm.

„Hoiho!“ Der Bauer rennt ins Feld im Sonntagsstaat, die Bäuerin bekreuzigt sich, und alle Augen sind auf uns gebannt. In kleinen Haufen läßt die Kirch' sie aus, mit Lindenblütenpfortner und dem Marienbild aus Stein gehauen; es kräht so froh der Hahn, ein Sommerfrischler zieht den Vorhang auf. Die Frau tut einen Schrei; es knallt und hallt und schmagt.

„Jetzt ist etwas geplakt!“

Das war ein Böllerschuß, noch einer, ein ganzes Schußkitt in der Jägersprache. Bauernmusik, Festtagschürzen, Sammetwesten — mit Juchzgebrülle zieht die Dorfhochzeit vorbei. Die Hochzeit? Nein, Burschen sind's, die mit Gelärm und Ziehharmonikagekreisch die Straßen füllen, damit die Zeit abläuft, damit der Mittag mit der Trauung und der Festfreßstimmung naht, auf die sie alle harren.

„Ein Rad ist 'brochen!“ schreit uns einer an.

„Oh jeh, es brennt!“ der andere.

Tacktacktack . . . purzeln die Kilometersteine ins Grün, das die Straße flankiert. Am Anger vorbei, wo wütend die Gänse nach den Pneumatiks blasen; den Arm hebt unser Mann, da fahren sie wie unerprobte Drachenfieger, mit gespreiztem Federnflach, ins Weite. Man muß im Auto sitzen und die Blöðheit aller Kreatur mit Augen sehen, dann begreift man, daß eine Autotour ein Kriegszug ist, bei dem Hunde, Katzen, Hühner, Gänse, Schweine, mit einem Wort, was auf der Dorfstraße kreucht und fleucht, nur allzuoft den Winkelried kopiert und sich dem Neuheitsrenner entgegenwirft. Womit auf keinen Fall die wilden Fahrer, die Kilometerrasenarren in Schuß genommen sind; im Gegenteil, das sind häßliche Auswüchse, Schmaroher der Idee, Pusteln der Kultur, wie sie auch die schönste Sache kennt. Sie wollen Kenner sein und sind nur Kärrner, sie halten sich für auserwählt und sind nicht mal berufen. Man darf sie nicht zusammentun mit denen, die an der Führung sind, die Rennen fahren und ihr Leben wagen, denn die sind nötig wie das liebe Brot. Die Grenzbelastung der Maschine erweist die Fähigkeit und das Gebrechen; nur über Niederlagen, Tod und Not, gelingt der Sieg der Technik; es ist ein Lebensbild, das sich im Spiegel jeder kleinen Stufe aufwärts zeigt; drum muß die Leistung sein, auch der Reklamestempel, denn der Mensch ist skeptisch und will mit Zahlen messen, was er selbst erfann.

Das Riesenpanorama tauscht die Bilder, ein Rehbock flieht, die Krähen hopsen in den Ackerfurchen. Ich sitz' mit halbgeschlossenen Lidern und trink' die Weite in mich ein; der Frau drück' ich die Hand . . .

Mautern, „Mutaren“ heißt's im Nibelungenlied; wir

fahren langsam und lassen unser Pferd bewundern, das vierzig Pferdekraft in seinem Leib verbirgt; schmal windet sich der Weg, die Donau kommt. Nein, Strafanstalt, und Krems. Wer kennt nicht Kremserweiß und wer nicht Kremserseufz? Die Sonne lacht, die Schwalben schwirren, vor ihren Häusern stehen sie und lassen uns passieren. Der Hut meiner Frau schafft mancher Kaffeestunde Gesprächsstoff, das sehe ich an ihren Blicken, am Armunterfassen und Fingerwink. „Schau die an! Wie ein Pfau!“

„Brecht's Euch die Knochen!“ ruft ein fröhlicher Witzbruder, der dafür Lachen erntet; ein Bauer ballt die Faust. Hier wird die Gegend feindlich. „Langsam fahren! Automobile Schritt! Halt! Sonst Strafe!“ mahnt eine Tafelschar. Das sind die Fallen in der Autosprache, wo Nägel auf der Straße den Pneumatiks drohen, wo hier und da ein kleiner Stein aus Buschverstecken fliegt. Besonnenheit ist alles; sie besiegt auch Bauernstumpfsinn, sie zwingt den härtesten Kopf. Ein interessantes Gegenstück ist der Maschinenmensch, der Arbeiter; der schwenkt hier, wo's ihm besser geht als in der Stadt, den Hut, der steht in uns Genossen, die mit ihm dem Fortschritt dienen. Der Bauer trotzt und bockt und weicht nicht aus. Minuten dauert's, bis er sein Pferd zur Seite treibt, trotzdem die Suppe unablässig ging. Dann steht er uns so voll Verachtung an, voll Neid und Mut. Hier ist es heilige Pflicht des Autofahrers, streng mit sich selbst zu sein, hier ist des Autos Würde in seine Hand getan. Die Jugend aber schreit und winkt uns zu; das ist die Zukunft, die uns wohl versteht.

Der alte Kamerad, die Donau, rauscht und fließt, wir spüren ihren Hauch. Was wehen so viel Fahnen? Schwarz-Gelb und Schwarz-Rot-Gold, der Freiheitswimpel? Götterweih grüßt in der Sonne, wie Nebel raucht das Wasser in gierigem Sonnenfall. Frei liegt die Bahn vor uns; wir legen Lanzen ein und fahren einen Rasenschuß. 60, 70, 80, 90, 100 springt der Zeiger im Meßgehäuse für einen Augenblick. Es saust der Wind, die Pappelmauer läuft, wie ein Organ des Wagens sitzt der Mann und läßt das Lentrad gleiten. Es war ein Molekül der Ewigkeit, wir rollen jetzt wieder langsam fürbaß. Der Lenker ist die